

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Erzählungen aus dem h. Lande.

Die Kreuzzüge. (Fortsetzung.)

(Mit einer Abbildung.)

Im Kalender von 1847 ist die Entstehung der Kreuzzüge berichtet worden; im vormjährigen die Geschichte des ersten Kreuzzugs bis zur Eroberung von Jerusalem (15. Juli 1099) und zur Erwählung des trefflichen Heerführers, Gottfried v. Bouillon, als König von dem neugeschaffenen Königreich Jerusalem.

Die Eroberung der sehr festen Stadt Jerusalem ist eine bewunderungswürdige Kriegsthat gewesen. Die Zahl der Vertheidiger darin war dreifach größer, als die der angreifenden Kreuzfahrer. Letztere hatten zudem unter der brennenden Sommerhitze, an dem Mangel an Wasser und Lebensmitteln unendlich zu leiden gehabt, waren auch vom Anrücken eines übergroßen feindlichen Heeres bedroht. Aber der religiösen Begeisterung, welche der Anblick der heiligsten Stadt des Erdbodens entzündete (von deren Innigkeit und Gewalt wir uns in unsern nüchternen Zeiten kaum einen Begriff machen können), vermochte nichts zu widerstehen.

Von der blutigen Eroberung Jerusalems lauten die Berichte schauerhaft. Die Zahl der darin erschlagenen Mahomedaner, jeden Alters und Geschlechts, wird auf siebenzig Tausend angegeben. An manchen Orten in der Stadt hatte man bis an die Kniee im Blut zu waten! Dieses entsetzliche Gemepel trug den neuen christlichen Fürstenthümern im Morgenlande die bittersten Früchte. Vielleicht hätten die mahomedanischen Feldherren es nicht weiter versucht, die heilige Stadt Jerusalem den Christen wieder zu entreißen, da ganz Europa deren Besitz so eifrig erstrebte; aber das schreckliche Blutvergießen in Jerusalem regte das ganze Morgenland auf; die Priester predigten Krieg gegen die Christen; in Gefängen, welche im Volk von Mund zu Mund gingen, wurde zur Rache aufgerufen und so wuchs ein Krieg der Muselmänner gegen die Christen heran, der Jahrhunderte dauerte und nicht eher aufhörte,

als bis die letzte Spur der Fürstenthümer, welche die Kreuzfahrer dort errichtet hatten, verschwunden war.

Das grausame Verfahren der Kreuzfahrer läßt sich durch den wilden Rausch des Siegs, durch den Wahn, das Morden der Ungläubigen sei Gott angenehm, und durch den Jorn über das Gespött erklären, welches auf den Wällen Jerusalems von den Türken mit dem heiligen Kreuzeszeichen getrieben worden war. Wenn aber solche Gräueltathen unmittelbar neben tiefe Demuth und Himmels Hoffnung stellen, so tritt der Zwiespalt des menschlichen Gemüths auf eine schreckende Weise heraus; das Sittliche scheint vom Teufelischen verstrickt. Doch mit dem tiefen Gefühl der Nothwendigkeit einer Erlösung vom Bösen stellt sich auch schon die Kraft wieder ein, sie unter dem Beistande Gottes zu beginnen.

Die siegestrunkenen Kreuzfahrer waren durch das Hinschlachten der mahomedanischen Bevölkerung von Jerusalem nicht gesättigt, sie trieben auch alle Juden zusammen und tödteten sie. An der Stadt selbst wurden keine Verheerungen angerichtet, denn sie sollte ja fortan ein Eigenthum der Christenheit werden. Jedem Krieger blieb das Haus, das er in Besitz nahm; die Beute war unermesslich.

Der edle Feldherr Gottfried suchte vergeblich, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Er zog ein Bußhemd an, und wallte, von drei Rittern begleitet, um die heilige Stadt nach der Kirche des heiligen Grabes, wo er in tiefer Andacht betete. Beim Anblick des frommen Herzogs ließen die Eroberer von ihrem grausenvollen Thun ab, sie zogen in Schaaren als lammfromme Väter nach den heiligen Orten; sie vergossen laut schluchzend Thränen der Rührung; reiche Almosen wurden gespendet, und solchen Einfluß übte die Andacht auf Sinn und Seele aus, daß Manche betheuert, sie hätten viele Pilger, die der Tod auf dem Zug nach Jerusalem hinweggerafft, mit nach den geweihten Städten ziehen sehen.

Man rechnet, daß dieser erste Kreuzzug Eu-

ropa an 700,000 Menschen gekostet hat. Nur etliche 20,000 Streiter brachte Gottfried vor Jerusalem.

Mit diesem geringen Haufen gieng er dem Sultan von Aegypten entgegen, der mit einem Heer von 200,000 Mann heranzog. Am 14. August 1099 kam es zur Schlacht und die Christen erfochten einen glänzenden Sieg. Ein Zeitgenosse schreibt: „Die Feinde Gottes standen wie geblendet und vom Donner gerührt, als trauten sie sich nicht, wider Christen zu streiten. Aus übergroßer Furcht kletterten viele auf Bäume, und wähten da geborgen zu sein, allein die Unsrigen stachen sie mit Lanzen und Schwertern herab. Andere warfen sich auf die Erde und wurden getödtet, wie man Thiere auf der Schlachtbank tödtet.“

Als erwählter König von Jerusalem hatte Gottfried fortwährend mit Mühseligkeiten zu kämpfen, um sein neues Reich aufrecht zu halten. Der Ruhm seines Edelmuths und seiner großen persönlichen Tapferkeit, der sich weithin im Morgenlande verbreitete, kam ihm dabei sehr zu Statten. Einst bat ein Emir oder Fürst der Araber um sicheres Geleit den großen Christenhelden von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ein Kameel wurde herbeigeführt, und der Emir (Fürst) bat Gottfried, ihm zum Beweis seiner gepriesenen Stärke, den Kopf abzuhauen. Gottfried vollbrachte es mit einem Hieb. Stauenen bestel den Araber, und er rühmte überall der christlichen Ritter Wunderstärke.

Ein andermal kamen mahomedanische Abgesandte in das Lager der Christen mit Geschenken für den König Gottfried; sie fanden ihn auf der Erde sitzend. Die Abgesandten drückten ihre Verwunderung aus, daß ein Fürst, der das ganze Morgenland erschüttert habe, von keinem Prunk umgeben sei, und nicht einmal auf Teppichen sitze. (Sitte der Vornehmen im Morgenlande.) Gottfried erwiederte: „wie soll mir nicht die Erde zum Sitz dienen, da sie einst meine Wohnung bis zur Ewigkeit sein wird!“ Diese Einfachheit dieser fernvolle Spruch, brachte die Abgesandten zum Ausruf: „Wahrlich, du bist würdig, zu erobern und über alle Völker zu herrschen.“

Am 17. August 1100 entschlief Gottfried in dem Herrn. Nicht viel länger als ein

Jahr hatte er die große That, die Eroberung von Jerusalem, überlebt. Gottfried hatte tapfere und kluge Nachfolger auf dem Thron Jerusalem, aber keiner befaß in gleichem Maß seine fleckenlose Reinheit, seine die ganze Seele durchdringende Frömmigkeit, seinen Heldengeist, seine Demuth und Menschlichkeit. Darum trauerten über sein Hinscheiden nicht allein die Christen aller Nationen, sondern selbst auch die Muselmänner. Der Held des ersten Kreuzzuges wurde nur 40 Jahre alt. Da er keine Leibeserben hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Balduin in der Regierung.

Dieser Balduin, bis daher Fürst von Edessa, war übrigens auch ein trefflicher Mann. Schon seine äußere Erscheinung wirkte auf die Gemüther der Menschen; er überragte um eine Kopflänge die meisten der Kreuzfahrer und seine Tapferkeit war unzweifelhaft. Um ihn zu unterstützen zogen drei verschiedene Heere von Europa aus, aber sie wurden von den Türken, oder sonst durch Unfälle zerstreut, ehe sie nur Jerusalem erreichen konnten. Nach vielen herrlichen Kriegsthaten starb König Balduin im Jahr 1118; ihm folgte der von ihm bezeichnete Graf von Edessa, auch Balduin geheißten. Nach dessen Tode kam auf den Thron sein Tochtermann Fulko, und nach diesem dessen Sohn Balduin der dritte. Aber unter dieser Regierung ward die wichtige Stadt Edessa, die Vormauer des Königreichs, wieder von den Mahomedanern erobert, die darin gegen die Christen ebenso grausam verfahren, wie einst diese bei der Einnahme von Jerusalem gesündigt hatten.

Die Nachricht von dem Verluste Edessas brachte eine erschütternde Wirkung im Abendlande hervor. König Balduin schickte Schreiben voll Wehmuth und Verzweiflung nach Europa. In Frankreich regierte damals König Ludwig VII.; der fühlte sich im Gewissen beängstigt, weil er einst im Krieg eine Kirche in Brand stecken ließ, wodurch über 1000 Menschen, die sich ohne sein Wissen in dies Gotteshaus geflüchtet, jämmerlich in den Flammen umgekommen waren. Darum war er längst geneigt zur Sühne einen Kreuzzug zu unterneh-

men. Deutscher Kaiser war Konrad III. Beide Fürsten ermahnte der heilige Bernhard, ein zu jener Zeit im höchsten Ansehen stehender, allgemein verehrter Mann, den bedrängten Brüdern im Orient zur Hülfe zu ziehen, und so kam der zweite große Kreuzzug, unter den zwei größten Monarchen der Christenheit zu Stand. Im Frühjahr 1147 sammelte sich das deutsche Heer bei Regensburg; es zählte allein 70,000 gebarnichte Ritter, und im Ganzen über 200,000 Mann. Eben so zahlreich war das französische Heer, welches bei Metz zusammenkam. Durch die Treulosigkeit der Griechen in Konstantinopel, durch Hungersnoth, Seuchen, Naturereignisse, und Drangsale aller Art ging der größere Theil dieser schönen Heere zu Grund; besonders litt das deutsche so jammervoll, daß es selbst die Franzosen erbarmte. Endlich langte der Rest der vereinigten Heere zu Ephesus an. Aber das weitere Vordringen war immerfort mit Nachtheil und Gefahr umgeben. Dem wackern König der Franzosen, der sich stets edelmüthig gezeigt, und ruhmvoll neben dem Trenbruch des christlichen Griechen-Kaisers dastehet, unter dem sie alle, und zumal die Deutschen und ihr Kaiser so furchtbar litten, ging es in einem Gefechte fast aus Leben. Alle von seiner Umgebung waren gefallen; es blieb ihm nur gerade so viel Zeit, sich an den Wurzeln eines Baumes auf einen Felsen zu heben, und sich da mit Nordlandstapferkeit gegen die andringenden Türken zu wehren. Er erlegte mehrere Feinde, bis ihm von den Seinen rettende Hülfe kam. (Siehe die Abbildung.)

Der schwarze Verrath der christlichen Griechen trägt die Hauptschuld an dem Unglück, welches die beiden schönen Heere traf, die sonst gewiß die Mahomedaner tief nach Asien zurückgedrängt hätten. Später mußten die Griechen es freilich bitter büßen, weil die Türken auch ihrem Reich in Konstantinopel, das dazumal noch christlich war, den Garauz machten. Die Fürsten Konrad und Ludwig kamen zwar mit geringen Trümmern des Heeres, das von Krankheiten zuletzt fast aufgerieben wurde, ins gelobte Land. Andachtsvoll besuchten sie die heiligen Orte, aber sie konnten nichts mehr ausrichten. Betrübt und bekümmert kehrten sie mit wenig

Uebergebliebenen im Jahr 1148 nach Europa zurück.

Dies ist der traurige Ausgang des zweiten großen Kreuzzuges. Im Abendlande gab es damals keine Familie, welche nicht den Vater, den Gatten, Sohn oder Bruder zu beweinen gehabt hätte. Die Wehklage war allgemein. (Fortsetzung folgt)

Am Schlusse des vormjährigen Kalenders ist als ein merkwürdiger Vorgang erwähnt worden, daß der türkische Kaiser einen Gesandten zum Papst nach Rom sandte, um demselben seine Hochachtung zu bezeugen. — So ändern sich die Zeiten! Der Papst hat nunmehr auch einen Gesandten zum Sultan nach Konstantinopel abgeschickt, theils um die Höflichkeit zu erwidern, theils um für die christliche Bevölkerung im Morgenland mehr Sicherheit und Schutz zu erwirken. Denn grausame Verfolgungen fanden leider nur zu oft statt. Der Sultan hat alles Gute zugesagt, und den päpstlichen Gesandten überhaupt mit so viel Ehrenbezeugungen und Wohlwollen aufgenommen, wie es noch nie einem andern Gesandten wiederfahren ist. Der Sultan hat das schönste Wirthshaus in Konstantinopel für die römische Gesandtschaft miethen lassen, und bezahlt dem Wirth jeden Monat 3000 fl., damit er sie in allem freihalte. Er will in jeder Weise darthun, daß es ihm Ernst ist, mit den christlichen Völkern in gutem Vernehmen zu bleiben. Es ist der reichste Gottessegner, wenn die Bruderliebe über die ganze Erde sich ausbreitet!

Ueber uns, geliebte Erdenbrüder,
Schwebt der Missethat heiliger Genius.
Kommt, und fallet betend vor ihm nieder:
„Menschenachtung“ heißt sein Genuß!

Zur Nuganwendung.

Es ist eine alte Sage von einem Volke, daß es die vergangenen Jahre nicht anders zu zählen und zu berechnen verstanden habe, als indem es nach Abfluß eines jeglichen Jahres in das Thor seines Haupttempels einen Nagel eingeschlagen.

Nicht unähnlich verhält es sich mit unserm



Lebensgang, weil wir so ziemlich Alles eher zu zählen und zu berechnen verstehen, als unsere eigenen Jahre, so hilft die göttliche Schickung unserem ungenauen Gedächtnisse nach, indem sie alle Jahre irgend einen Nagel uns einschlägt; es sey nun eine bittere Erfahrung, ein Verlust, eine Demüthigung, eine Krankheit oder ein Siechtum, endlich das untrügliche Zeichen der grauen Haare, damit wir ganz ernstlich belehrt werden, wie viel schon hinter uns liege. Aber wie viele giebt es nicht, die auch solche Erinnerungszeichen nicht zählen!

Das bedeutsame Glockenläuten.

Vor vielen Jahren hat sich in Italien, in einem dortigen Fürstenthum, folgende Geschichte zugetragen.

Einer der reichsten und angesehensten Männer des Landes besaß ein schönes Gut, an welches ein Grundstück stieß, das einem fast dürftigen Landwirth gehörte. Dasselbe hatte der Reiche schon manchmal kaufen wollen, aber es war dem nachbarlichen Eigenthümer nicht feil, weil dessen Eltern und Vorfahren, so wie er selbst, es von jeher sorgsam bestellt, auch ihren bescheidenen Unterhalt stets darauf gewonnen hätten. Weil nun der Mächtigere sah, daß er in Güte seinen Zweck nicht erreiche, so schritt er zur bösen Arglist. Alle Jahr, wenn sein Gut bestellt wurde, ließ er einige Furchen in des armen Nachbarn Feld hinaus pflügen, wodurch er ihn jedesmal um mehr als eine Armslänge verkürzte. Der arme Mann, der das wohl bemerkte, getraute sich nicht, laute Beschwerde zu erheben, nur heimlich klagte er sein Leid. In einigen Jahren aber rückte die Missethat so weit vorwärts, daß er in kurzer Zeit sein halbes Eigenthum eingebüßt haben würde.

Der gute Mann, der sich so berauben sah, gerieth in seiner Angst und Noth auf einen eigenen Gedanken. Er nahm was er an Baarschaft hatte zusammen, und lief zu den drei Kirchen seines Orts, wo er für Geld und gute Worte nach einer damals üblichen Landessitte die Bestellung machte, daß zu einer bestimmten Stunde mit allen Glocken geläutet werden sollte. So geschah es auch

wirklich; zur bestimmten Zeit erklangen alle Glocken in hellem Geläute, so daß Alles aufbörchte, und nach der Ursache frug. Unterdessen lief der arme Mann wie außer sich durch alle Straßen. Ein Jeder, der ihn sah, rief ihm zu: „He da! was lauft ihr, und warum läuten die Glocken?“ Er aber antwortete stets: „weil die Gerechtigkeit gestorben ist, man läutet für ihre arme Seele.“ Diese sonderbare Antwort verbreitete sich mit dem Schall der Glocken durch das ganze Städtchen. Endlich kam es auch vor den Fürsten. Dieser, ein menschenfreundlicher, gerechter Herr, schickte nach dem Manne, um von ihm die Ursache zu hören. Das war es eben, was der Beschädigte wollte; er erzählte nun ohne Furcht den Hergang, wie der mächtige Nachbar, weil er den Acker nicht zu kaufen bekommen, alle Jahr ein bis zwei Auen ihm habe abpflügen lassen, wie er, als ein armer Teufel, gegen den vornehmen und reichen Mann, offene Klage zu führen sich nicht getraut, und wie er endlich aus Kummer und Leidwesen für die Seele der verstorbenen Gerechtigkeit habe läuten lassen, damit es gewiß zu den Ohren des Fürsten gelange.

Der Fürst wurde auch über diese neue Manier, Klagen vorzubringen, nicht ungehalten. Er ließ sofort den reichen Mann, welcher den Raub verübte, herbei holen, und als die Wahrheit der Beschuldigung sich erwies, so strafte er ihn hart. Außerdem mußten die Feldmesser von dem Gute des reichen Mannes zehnmal so viel, als dem Acker des Armen abgepflügt worden, letzterem als neues Eigenthum zu messen; auch mußte der Reiche dem Armen doppelt das Geld zurückerstatten, welches dieser fürs Läuten bezahlt hatte. — Der beglückte Arme dankte dem edeln Fürsten aufs herzlichste, und sagte: „er wolle nun nochmals die Glocken zur Ehre der frisch lebenden Gerechtigkeit ertönen machen.“

Diese anmuthige Geschichte ward in Gegenwart eines fast achtzigjährigen, wohlverdienten Alt-Vogts erzählt. Da sprach der muntere, viel erfahrene Greis: „wäre ich nicht so alt, so möchte ich herumreisen, und ansuchen, daß man an manchem Ort auch mit allen Glocken läute, warum? weil es scheint, daß der gesunde Menschenverstand

daselbst gestorben ist. Bald will Alles mitregieren, und Niemand mehr gehorchen; die wo das Steuer zu führen haben, können den Leuten nicht mehr recht machen; die aber, welche ans Steuer möchten, finden am Ende im trüben Fahrwasser auch keinen bessern Weg; Manche, die nichts haben, meinen sie dürften, statt arbeiten, nur mit den Vermöglichen ins Theil treten, so wären sie auch gemachte Leute; wieder Andere lehren, der Trieb zum Genießen sei im Leben die Hauptsache, und untergraben damit alle Zucht und Sitte; weiß einer aber gar nicht mehr, was er anfangen soll, ei, so ist er darüber her, und macht eine nagelneue Religion, und da sind gleich Mehrere bei der Hand, dem neuen Glauben ein Staatspatent zu begehren. Warum? weil der gesunde Menschenverstand gestorben ist! — Der Altvogt brachte noch ein Gleichniß:

Wenn man jetzt die Erde ansteht, mit den vielen Eisenbahnlilien darauf, so könnte sie Einem fast vorkommen, wie ein großmächtiger mit Drath übersponnener Hafen. In diesem Hafen wird fort und fort für die Menschheit gekocht. Der Koch ist der Zeitgeist. Wie lange der Hafen noch halten wird, dies geht uns nichts an; genug, daß er jetzt übersponnen erscheint, man also vermuthen darf, es sei ein absonderliches Gericht im Kochen. Da möchte man doch die ernste Frage anbringen: „werden die Menschen die neuen Speisen auch recht verdauen? Wenn man so im Stillen umherhorcht, so denkt man unwillkürlich an den Spruch in der Bibel, wo die Knaben zum Propheten Elisa sagen: „o, Mann Gottes, der Tod ist im Topf.“

Der Altvogt hat wunderliche, fast arge Gedanken. Er mag's ein wenig übertreiben. Es geschieht doch auch viel des Guten, Großen und Schönen, dessen wir uns von Herzen freuen dürfen. Guten Gesetzen folgt ein gutes Volk gerne; es ehrt in guter Obrigkeit die obersten Wächter der Gesetze, unter deren segensreichen Wirken ein Jeder des Schutzes und der Ordnung in Zufriedenheit theilhaftig ist.

Von einem empfehlenswerthen Lesebuch.

Ein würdiger Pfarrer in der Schweiz hat unter dem Namen „Jeremias Gottbelf“ mehrere Schriften herausgegeben, worin er in trefflicher Weise das Haushalten auf dem Land, und die innern Verhältnisse desselben beschreibt. Ursprünglich waren jene Bücher in der Schweizer Mundart verfaßt; wie sie denn auch zunächst die Zustände bei den schweizer Landwirthen besprechen, aber sie sind jetzt ebenfalls in unserer landüblichen Redeweise herausgegeben. Wenn eine ganze Familie die langen Winterabende hindurch sich angenehm und nützlich unterhalten will, so kaufe sie eines jener Bücher; das Vorlesen wird manche Stunde erfreulich und belehrend ausfüllen. Nebst dem allgemeinen Wahren, überall anwendbaren, findet man darin auch in ergöplicher Weise die Eigenthümlichkeiten des Landlebens in der Schweiz dargestellt, und man lernt unsere Stammesgenossen an den Alpen von mancher Seite näher kennen.

Aus voller Ueberzeugung kann der Kalendermann seinen werthen Lesern jene Bücher empfehlen. Man probire es einmal mit der Schrift: „wie Uli der Knecht glücklich ward.“ Die hochdeutsche Bearbeitung ist 1846 in Berlin erschienen, und kostet 1 fl. 30 kr. In diesem Buch ist unter dem Namen des Knechtes Uli (— was Ulrich heißt —) der Lebensgang eines Jünglings beschrieben, der als Knecht bei einem vermöglichen und verständigen Bauern dient, anfänglich einem unordentlichen Wirthshausleben huldigt, aber durch Zureden seines Meisters sich einer bessern Ausführung zuwendet, dabei ehrlich und fleißig als wohlthätiger Meisterknecht besteht, und endlich als Pächter eines schönen Gutes glücklicher Gatte und Vater wird. Dies Alles ist mit so vieler Kenntniß des menschlichen Herzens, des Lebens auf dem Lande, des Verfahrens in den Haushaltungen, namentlich bei vielen Dienstboten, vorgetragen, daß man beim Lesen allerlei treffende Wahrheiten spüren wird.

Zur Probe sei hier der Eingang kurz hergesetzt:

„Es lag noch die dunkle Nacht über der Erde. Aus dem großen Bett in einem kleinen Stübchen in einem großen Bauernhaus

ruft es ein paarmal: „Johannes.“ Es war die Stimme der Bäuerin, die ihren Mann weckte, bis er endlich anfing zu brummen, und zuletzt zu fragen: „was willst, was giebst.“ Da sprach die Frau: „du wirst müssen aufstehn und füttern. Es hatschon halb fünf geschlagen, und der Uli ist erst nach zwei Uhr heimgekommen, und noch die Stiege herabgefallen, als er in seine Kammer wollte. Er ist betrunken gewesen, und wird jetzt nicht auf mögen, auch ist es mir lieber, er gehe jetzt mit dem Licht nicht in den Stall.“ „Es ist ein Glend heut zu Tag mit den Diensthoten, seufzte der Bauer, während er sich anzog, man kann sie fast nicht bekommen, kann ihnen nicht Lohn genug geben, und zuletzt soll man Alles selbst machen, und zu keiner Sache nichts sagen. Man ist nicht mehr Meister im Haus.“ — „Du kannst das aber nicht so gehen lassen, sagte die Frau, das kommt zu oft wieder; erst in der letzten Woche hat er zweimal gelumpft, hat ja Lohn eingezogen, ehe es Fastnacht war. Es ist mir nicht nur wegen dir, sondern auch wegen Uli. Und dann müssen wir uns ein Gewissen daraus machen, Meisterleut sind Meisterleut; die neue Mode, als ob es Niemand etwas angehe, was die Diensthoten neben der Arbeit machen, will mir nicht in Kopf. Die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Hause, und was sie darin dulden, und ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich. Dann ist mir noch wegen den Kindern. Du mußt den Uli ins Stübli nehmen, und ihm das Capitel lesen.“

Die Vorstellung fruchtete. Uli war damals 20 Jahr alt. Im 33ten war er aber ein gemachter Mann, und sehr erfahrener Landwirth. Auch hatte er in den 13 Jahren sich ein artiges Gümmlen vorgespart. Sein Meister, dessen zwei Kinder auswärts heuratheten, gab ihm sein Gut in Pacht; der durch Fleiß und Treue erworbene gute Name galt als die beste Bürgschaft. — Der Schluß des Buches meldet: Uli und seine Frau leben in ungetrübler Liebe, mit vier Knaben und zwei Mädchen von Gott gesegnet; sie leben in wachsendem Wohlstand, der Segen Gottes ist ihr Glück, ihr Name hat guten Klang weit umher, denn ihr Trachten geht hoch,

geht darauf, daß ihr Name im Himmel angegeschrieben stehe! Aber nicht an einem Tage, sondern nach manchem harten Kampf gelangten sie auf ebene Bahn, und wurden des Siegs sicher. Merke dir das, lieber Leser.

Noch seien aus dem Buche die rührend schönen Ermahnungen mitgetheilt, welche der Pfarrer zu Uli und seiner Braut aussprach, als sie sich zur vorhabenden Hochzeit bei ihm meldeten: „die Ehe ist auf Erden Gottes Heiligtum, in welchem die Menschen sich weihen sollen für den Himmel. Ihr seid gute Leute, seid fromm und brav; aber Ihr beide habt Fehler. Dir Uli kenne ich einen, der dir näher und näher kommt, das ist der Geiz; deine Braut wird auch welche haben, aber ich kenne sie nicht. Diese Fehler werden hervortreten, nach und nach, und wie an dir, Uli, ein Fehler sichtbar wird, so gewahrt ihn deine Frau zuerst, und du kannst ihn an ihren Mienen abnehmen, und was an der Frau hervorkommt, bemerkst du, und sie kann es an deinem Gesicht absehen. In diesem Spiegel könnt ihr eure Fehler erkennen, und sucht sie aus Liebe abzulegen. Wenn der Liebe diese Arbeit zu schwer werden will, so schenkt Gott Kind um Kind, und jedes ist ein Engel, der uns heiligen soll. Und je mehr ihr in diesem Sinne zusammenlebt, desto glücklicher werdet ihr im Himmel und auf Erden; denn glaubet mir, das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Weg gefunden.“

Diese Auszüge aus dem Buch gefallen gewiß. Der Titel heißt also: „Uli der Knecht, ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Berlin 1846. Preis fl. 1. 30 kr.“

Eine denkwürdige Leichenrede.

Im Haus eines angesehenen geistlichen Herrn in England war viele Jahre ein Diener, den als wackeren Mann das ganze Kirchspiel kannte und liebte. Bei seinem unlängst erfolgten Tod stellte sich eine zahlreiche Leichenbegleitung ein; sein würdiger Dienstherr, der Pfarrer, hielt am Grabe folgende Rede:

Ihr Alle habt meinen guten Diener gekannt; ihr wußtet wie fleißig, wie ehrlich

und tren er gewesen ist. Ich danke Euch, daß ihr ihm die letzte Ehre erweist. Aber in diesem feierlichen Momente will ich Euch ein Geheimniß offenbaren. Vor 30 Jahren ist mein Diener — ein Straßenräuber gewesen! Eines Abends fiel er mich an, um mir meine Uhr und mein Geld zu nehmen. Ich war jung, wie er, stark und bewaffnet; ich wurde über ihn Meister. Meine Vorstellungen, mein geistlicher Stand, schienen Eindruck auf ihn zu machen. Zerknirscht klagte er mir, er sei Kutscher gewesen, jetzt sei er ohne Dienst, und durch schlechte Gesellschaft leider zum Betteln und Stehlen verführt. Ich ermahnte ihn, zu den Wegen des Guten wieder einzulernen, und bot ihm meine Hülfe an, ihm nochmals einen Dienst zu verschaffen. Zu meiner Verwunderung kam er nach einigen Tagen zu mir, meine Hülfe in Anspruch zu nehmen. In welchen Platz konnte ich ihn aber mit gutem Gewissen empfehlen, ohne das Geheimniß zu verrathen? Also entschloß ich mich, ihn bei mir selbst in Dienst einzustellen. Von diesem Augenblick an, bis zu seinem letzten Athemzuge, hat er sich keines Vergehens schuldig gemacht, nie die Treue verläßt. Von Tag zu Tag ward er vielmehr ein besserer Mensch, ein eifrigerer Erfüller aller Pflichten. Die trübe Stimmung, welche ihn anfangs bemeistert hatte, schwand allmählig unter dem Einfluß frommer Gefühle. Er hatte Vertrauen zu mir, denn er wußte, ich würde sein Geheimniß treu bewahren. So lange er lebte, vertraute ich es Niemanden, nicht meinem besten Freunde. Heute offenbare ich es, weil dies Bekenntniß, nach meinem Dafürhalten, das größte Lob ist, welches ich dem Heimgegangenen mit nachrufen, und weil es von Nutzen werden kann, ein solches Beispiel standhafter Reue und Besserung zu verkünden!

Der würdige Pfarrer hatte Recht. Tief ergriffen ging die Versammlung vom Kirchhof. In allen Verhältnissen halte Tugend und Thätigkeit für das höchste Ziel und Bestreben im Leben. So lange das Herz an das Dasein Gottes glaubt, ist immer noch Hoffnung vorhanden, daß auch die schuldbeleckte Seele sich bekehre. Wenn der unwürdige Mensch die Schlechtigkeit aufgibt, dann fangt der inwendige erst zu leben an.

Zur Beherzigung.

Die Religion ist die Wurzel und innerste Seele von allem, was der Mensch erstrebt, hofft und vollbringt. Bei dem Rennen und Jagen nach äußerem Wohlsein, wird dies leider sehr oft vergessen. Gerade deshalb ist es so nothwendig, daß der Bürger, zumal der heranwachsende, durch die Religion zu einer höhern Ansicht des Lebens geführt werde, damit das Reich Gottes, in Freiheit, Friede und Segen, immer mehr aufgehe über die Welt.

An demselben Tage, wo in Paris die große Veränderung stattgefunden (24. Febr. v. J.), hat bei unsern Landständen in Karlsruhe ein verehrungswürdiger Mann, mit dem Ernst einer gotterfüllten Seele die Stimme erhoben, um als gewisses Heilmittel unserer kranken Zustände und als das würdigste Ziel gemeinsamer Bestrebungen die lebendige Pflege des wahren Christenthums in allen Klassen des Volks, vorzüglich bei der Jugend — anzuempfehlen. Ein bewegender christlicher Geist ist allein dem Andrang der Dinge gewachsen, denn das Hauptübel unserer Zeit ist der Mangel an fester religiöser Gesinnung; die religiöse Gewissenlosigkeit ist die Ursache des Umsichgreifens der gesellschaftlichen Gewissenlosigkeit.

Aus dem Vortrag jenes würdigen Priesters seien hier einige Stellen zur Beherzigung mitgetheilt:

„Mich schreckt die aus der unbeschränkten Gütertheilung ins Ungemessene anwachsende Armuth. Mich schmerzen die durch das Maschinenwesen so vielfach am ihren Erwerb gebrachten, und täglich mehr bedrohten kleineren Gewerbe; ich bedauere insbesondere die Tausende von betagten Witwen und andern Frauenspersonen, welche sich vordem durch Spinnen nährten. Was wird aus dem Mangel an Besitztum, an Arbeit und Verdienst werden? Was namentlich die Arbeit betrifft, so ist dieselbe (ganz abgesehen vom Verdienst) dem Menschen Bedürfniß und Glück. — Wer dem Menschen die Arbeit entzieht, nimmt ihm mehr, als bloß den Verdienst. Ueberall werden früher nicht gekannte Ansprüche ans Leben gemacht, bleiben diese unbefriedigt, so steigt die Unzufriedenheit. — Viele wollen reich werden ohne

Arbeit, nämlich durch pffiffige Spekulationen, durch Handel mit Staatspapier, durch Wucher, also lediglich auf Kosten ihrer Mitbürger. Das sind Blutegel an dem Leib des Volks.

„Ein dünnkelvoller, anmaßlicher Geist zeigt sich allenthalben. Keine Einrichtung, kein Gesetz, kein Amt ist, das nicht mit harten Worten geschmäht würde. — — Allwärts fehlt es an eigentlicher Willigkeit zum Gehorsamen; der Sohn, der Knecht, der Unterthan verlangt erst Rechenschaft, ob überhaupt ein Recht zu gebieten vorhanden sei.

Die Erd-Interessen erfüllen das Herz der Völker, und all ihr Jagen und Treiben steht nach Erwerb. Der Arme erliegt seiner Sorge um das tägliche Brot, und der Reiche geht in dem Verlangen unter nach Mehrung seines Besitzthums.“

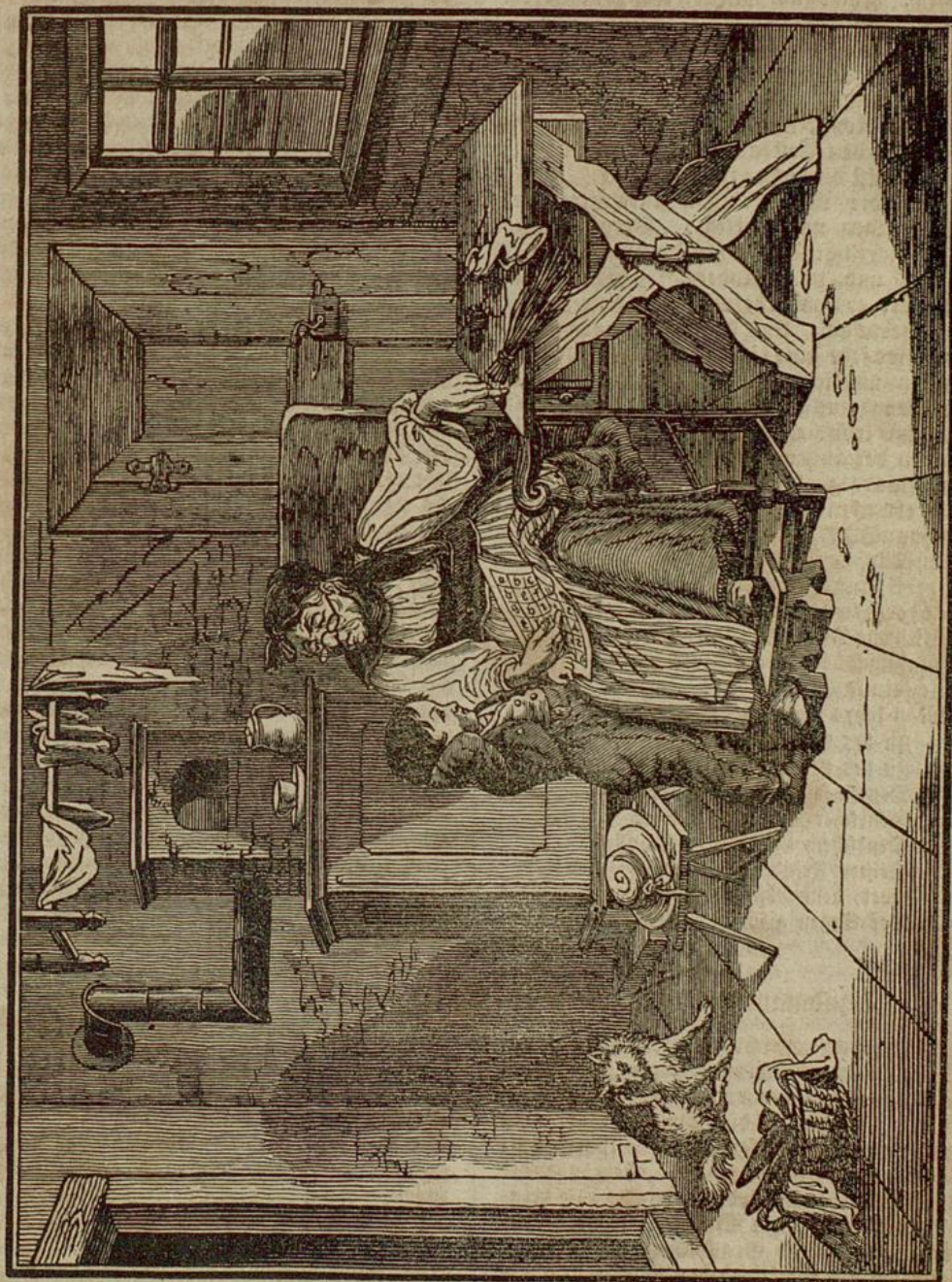
Im weitem Verlauf der trefflichen Rede wird die Weichlichkeit, die Genußsucht, der übertriebene Aufwand für Kleidung, der überschreitende Geist der Lüge, der Hoffahrt, der Unbotmäßigkeit, der leider darnach wahrzunehmende Abfall von Gott und der Natur, die steigende Abnahme eines stillen, frommen Familienlebens, (dieses Horts in unsern Erdenwallen!) eindringlich geschildert. Sodann die Frage erörtert: „was hier zu thun sei?“ Hierauf wird die gewichtige Antwort erteilt, daß nur die Durchsäuerung aller Klassen der Bürger durch das Christenthum, den erkannten Uebelständen wahrhaft abhelfen könne. Wenn die große Mehrzahl der Staatsbürger, namentlich die durch Talent, Vermögen und Ansehen Vorangestellten, vom Geist des positiven Christenthums wieder erfüllt und geleitet sind, so werden die erspriesslichen neuen Verbesserungen erst den rechten Segen bringen. Zwar sagen und schreiben viele Leute, das Christenthum habe seine Sendung erfüllt, und die stets vorwärts drängende Zeit schaffe auch in der Religion was Neues. Dem ist aber nicht so; diese Meinung ist die Wurzel vielen Übels. Das Christenthum hat seine Triebkraft nicht verloren; es bleibt Grund und Gipfel jedes wahren Fortschritts im Staats- und Privatleben, so wie in der öffentlichen Wohlfahrt. Darum ist es die höchste Pflicht jedes Staa-

tes, alle Mittel aufzubieten, um in allen Theilen des Volkes — vom Höchstgestellten bis zum Geringsten — christliche Gesinnung lebendig zu machen. Da ist der beste Staat, wo der Geist der Gerechtigkeit, die Liebe des Evangeliums die Gesetzgebung, die Regierung und das Volk in gleichem Maße durchdringt und leitet.

Der Unterricht.

(Mit einer Abbildung.)

Auf dem nebenstehenden Bilde ist eine gute Großmutter vorgestellt, welche dem lieben Enkel die Buchstaben beizubringen, und ihn so allmählig im Lesen zu unterrichten sucht. Der kleine Schüler ist zerstreut; er geberdet sich etwas unaufmerksam; er fährt mit seinen Gedanken anderswo herum, und will sie eben jetzt nicht dem ABC Buch zuwenden. Die Großmutter macht eine ernste Bewegung gegen die Kuthe hin, denn sie wird unwillig, weil ihr freundlicher Zuspruch nichts fruchtet. Diese Bewegung versteht der Kleine gar wohl, und ängstlich krast er sich in Erwartung der Dinge hinter den Ohren. Aber doch wills mit dem Buchstabieren nicht vorwärts; es ist als ob eine unsichtbare Gewalt die Kinder dabei stumm und stockig mache, oder ob gerade beim Lernen sollen etwas ihre Augen verblende, damit der Buchstabe nicht recht zu sehen sei. — Habt deshalb mit den Kindern bei den ersten Unterweisungen rechte Geduld. Es scheint, daß dabei ein besonderes Gefühl in ihnen rege werde, das unbestimmte Gefühl nämlich, es gehe jetzt vorwärts im Leben, man werde ein Schüler, also schon etwas mehr als ein Kind. Die ersten Sorgen kündigen sich an und damit manches Eigene der Menschennatur. Die Jugend bedarf zweierlei: Zucht und Unterricht. In frühern Zeiten war die Zucht vorherrschend, daher das Wort „Erziehung.“ Heute vernachlässigt man oft die Zucht, und glaubt mit dem Unterricht in der Schule sei alles gethan. Dies ist gefehlt. Die Zucht führt zum Glauben, und Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit. Also Zucht und Unterricht! Keines von Beiden werde vernachlässigt. Wissen ist Macht, sagte einst ein weiser Mann, aber, er vergaß beizu-



Hint. Vote 1849.

D

fügen: Macht zum Guten, wie zum Bösen.
Dies bedenke man!

Es bemühte sich einst eine Mutter, dem Sohne die Buchstaben zu lehren, und wollte, daß er sie ausspreche. Der Kleine schüttelte aber den Kopf, und blieb stumm. „So sage doch nur den Ersten Buchstaben, das A, dann darfst du wieder zum Spielen,“ sprach endlich die Mutter. Da antwortete der Kleine ganz nachdenklich: „Gerade dieses A mag ich nicht sagen, sonst muß ich auch B sagen, und noch Andere.“ So ist der Mensch; er wendet beim Lernen seine Kräfte nicht gerne an. Und doch kommt gewiß der Tag, wo jede gute Unterweisung, jedes Ergreifen nützlicher Kenntnisse und würdiger Belehrung uns gesegnete Früchte trägt; schon hier im irdischen Lebensgang, und gewiß dort in der andern Heimath. Die Lehre ist ein Blasbalg, der die geistigen Funken in uns erwecken und brennend machen muß. Sucht und Unterricht, Haus und Schule, sollen jedenfalls den Menschen nicht bloß für die kurze Spanne Zeit des Erdenlebens abrichten oder gewürfelt machen, sondern hauptsächlich das Augenmerk auf unsere große Bestimmung, bei Gott in der Ewigkeit, festzustellen lassen.

Man lehre und lerne:

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Wehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Truze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Der Segen giebt dem Fleiße.

Der Landmann und die Natur.

Aus seinem täglichen Verkehr mit der Natur kann der Landmann viele und wahre Lebensweisheit lernen; besser als aus gelehrten Büchern — die Sprache Gottes ist immer untrüglich; seine Werke sprechen sie Allen verständlich, und weit überzeugender als die Werke der Menschenhand. Die blinkenden Sterne, die Bäume, jeder Kornstengel, ja jeder Grashalm predigen, — gleichsam als Schildwachen Gottes, — die Güte und Herrlichkeit des Schöpfers. Und

in Mitte dieser Wahrheitszeugen lebt und wirkt der Landmann; daher kommt in sein Gemüth eine entschiedenere Hinneigung zur Frömmigkeit, als bei den Städtern; seine Beschäftigung hält ihn fern von dem Dünkel der Letztern, sie giebt ihm eine Demuth des Geistes, somit die beste Grundlage der Frömmigkeit, weil sie sich nicht auf irdische Weisheit stützt. — Wie man aber auch für die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens einen sichern Wegweiser in der Natur finden kann: dies zeige folgende, wahrhafte Geschichte.

Ein vermöglicher Landwirth in unserm Großherzogthum, der anfang alt zu werden, wurde von seinen Kindern beständig angegangen, er solle ihnen das Gut übergeben, und das Leibgebing nehmen; sie wollten ihn bis an sein selig Ende nähren und pflegen, wie es treuen, dankbaren Kindern zukomme. Es war voriges Jahr im Herbst. Der alte Bauer schüttelte immer etwas ungläubig den Kopf; vertröstete sie jedoch auf dies Frühjahr, das Frühjahr kam, und mit ihm die aus der Natur hergeholte Belehrung. Unterm Scheuerndach war nämlich ein Spazennest. Wie nun Junge darin waren, hob der Bauer die nackte Brut aus, that sie in einen Käfig, und hing denselben an das offene Fenster der obern Stube. Bald kamen die ihrer Zungen beraubten Alten auf deren Gezwitscher herbeigeflogen, und es währte nicht lange, so brachten sie ihnen auch Futter, und steckten dies durch die Drähte des Käfigs in die Mäuler der hungernden Kinder. Tage vergingen so, die kleinen Vögel bekamen Federn, wurden zuletzt flügge, aber die treuen Eltern ermüdeten noch immer nicht, sondern flogen beständig ab und zu, und ernährten ihre Jungen. Endlich, wie unser kluger Bauer sah, daß diese sich selbst in der Freiheit erhalten konnten, legte er den beiden Alten Schlingen, und fieng sie auch glücklich ein. Jetzt ließ er die Jungen fliegen, steckte die beiden Alten in den Käfig, und rief seine Kinder herbei. Stunden vergingen, keins der jungen Späzchen dachte in seiner Freiheitslust der Armen, gefangenen Eltern, und diese hätten zuletzt trotz allem jammernden Gezwitscher elend verhungern müssen, wenn der Landmann ihnen nicht die Freiheit wieder gegeben hätte. Zu

seinen Kindern aber sagte der vorsichtige Mann: „Seht hier ein Bild des Weltlaufs. Die Eltern lieben ihre Kinder mehr, als die Kinder ihre Eltern. Von dem Beispiel dieser Vögel nehme ich nun ein Abscheu; vorerst will ich mit der Vertheilung des Erbthes, und der Pflege von Euch, noch zuwarten.“ Es ist besser, das Kind weine, denn der Vater!

Goldene Hochzeiten.

Am 28. Februar vorigen Jahrs ward in der Gemeinde Griesen, Amts Festetten, im Klettgau, das Fest einer dreifachen goldenen Hochzeit gefeiert. Drei Ehepaare, die zusammen 444 Lebensjahre zählten, begingen an jenem Tag diese seltene Erneuerung ihres Ehebundes. Dies ehrwürdige doppelte Kleeblatt zeigte sich noch frisch und gesund, im Felde und Haus noch thätig. Durch Fleiß, Einsicht und Glück haben es alle drei Paare zur Wohlhabenheit gebracht, und leben nun ruhig von ihrem Leibgeding. Sie erfreuen sich ob der stets bewiesenen Rechtschaffenheit der Liebe und Achtung aller ihrer Mitbürger. Ein Pappelbaum, den Einer am ersten Hochzeitstage, also vor 50 Jahren, vor seinem Haus pflanzte, ist seither zum hohen, starken Baum geworden; — ein Bild des Christen, welcher von der Erde zum Himmel strebt. Die Namen der wackern Leute verdienen im Kalender aufgezichnet zu werden; sie heißen: 1) Joseph Schmid und Katharina Gehring; 2) Michael Spitznagel und Maria Mülhaupt; 3) Magnus Kappeler und Johanna Hermle. Es bleibt ein denkwürdiges Jubelfest in einer Gemeinde von kaum 1000 Seelen. Auf diesen Ehen ruhe Gottes Segen, was leider nicht bei allen der Fall ist, obgleich man im Sprüchwort zu sagen pflegt: „die Ehen werden im Himmel geschlossen.“ Dazu kann man aber zusetzen: „die Ehorzeiten werden auf Erden begangen.“ Die Ehe ist eine große Versuchung, die hienieden bereitet ist; der Eine bestrebt sie, der Andere nicht. Es sind jetzt 150 Jahre, daß eine Prinzessin von der Pfalz, die an den Bruder des Königs von Frankreich verheurathet war, ihren Geschwistern schrieb: „Eine gute Ehe ist, was

„jetzt am rarsten in der Welt zu finden. Die „Lieb' macht zwar alles Essen gut schmecken, „aber in mancher Ehe geht sie zu bald aus.“ — Neigung ist eigentlich der Himmel, in dem die Ehen geschlossen werden.

Erinnerungen aus vergangener Zeit.

Erzählungen aus längst verflossenen Jahren sind immer lesenswerth; sie sprechen das Gemüth an, und erregen das Nachdenken. Auch führen sie zu allerlei Vergleichen mit den gegenwärtigen Zuständen. Es gereicht zur Freude, wenn man erkennt, daß dormalen gar Vieles besser geworden, daß namentlich der Menschenwerth höher gestellt ist, denn früher. Aber der einfach-redliche Sinn der Vorfahren besteht nicht mehr in seiner Reinheit. Die jetzige Lebensweise bringt's zum Theil mit sich; wir sind zu viel dem Wirthshausleben zugewendet; dies übt großmächtigen Einfluß auf unsere Gesinnungen und Handlungen. So war man nicht in den frühern Jahrhunderten. Uebrigens gilt zu allen Zeiten die Lehre: „Habe im Glück Demuth, in Leiden Zuversicht, und allezeit den festen Glauben, daß eine höhere Hand die Weltordnung bestimmet, und dies stets zum Besten der Menschheit.“ Solche Gedanken bleiben sichere Führer auf unserer Erdenwanderschaft.

1.

Im dreißigjährigen Krieg, als unser armes Teutschland so schrecklich verheert worden, wie im Kalender von 1847 das Nähere berichtet ist, lebte in der Stadt Pforzheim ein treuer, pflichterfüllter Diener des damaligen Landesherrn von Baden, der Markgräfliche Amtskeller (Domainen-Verwalter) Herr Maler. — Nach der Schlacht von Wörblingen (Juno 1635) kamen Kroaten Panduren, Spanier ins Land, und hausten gräßlich; Gräu'el aller Art wurden verübt. Da flohen, besonders aus den Städten, viele Einwohner über den Rhein; die Landleute verbargen sich mehr in den Wäldern. Gleiches zu thun, gedachte der Amtskeller Maler. Er suchte ein Pferd zu bekommen, aber in der ganzen Gegend war kein Zugvieh mehr aufzutreiben. Da lud er die wichtigsten

Schriften seines Dienstes auf ein kleines Wägelchen, womit man sonst in der Stadt Akten und sonstige Sachen hin- und hergefahren hatte, setzte seine alte Mutter darauf, und er, so wie die andern Kinder, spannten sich davor, zogen die gute Mutter bis an den Rhein, wo sie ein Schiff fanden, und drüben zogen sie weiter bis nach Landau. Wo sie durchkamen, oder wo sie Leute antrafen, betrachtete man den frommen Zug mit Rührung, und so nahm man ihn auch in Landau auf; wer es sah, wer es hörte, Katholische wie Evangelische, pries, als vom Himmel gesegnet, solche Kinder, pries glücklich, wenn sie auch alles verloren, eine solche Mutter. Gottes Segen, der Segen der geretteten frommen Mutter ruhte auch auf den frommen Kindern, die mit dem Frieden wieder ins Land heimkehrten, und ruht auf ihrem noch in unsern Tagen blühendem Geschlecht. Einer der Nachkommen liegt auf dem Freiburger Kirchhof begraben. Es ist der im Jahr 1809 verstorbene Kammerpräsident Maler. Als das Breisgau an Baden kam, ist er bei der Regierung in Freiburg zu jener hohen Stelle ernannt worden. Es war ein braver Mann. Wohlgerathene Kinder, des Alters Stab. — Wer keine Kinder hat, weiß nicht warum er lebt.

2.

Die Stadt Durlach, bei Carlsruhe, kam von den Schwäbischen Kaisern durch Tausch an die Markgrafen von Baden. Markgraf Karl erbaute Anno 1562 das dortige Schloß; er zahlte die dabei beschäftigten Arbeiter jeweils eigenhändig aus seiner Tasche, daher er den Beinamen Karl mit der Tasche erhielt. Der Franzosengeneral und Mordbrenner Melak, dessen Namen man noch heute den Hunden giebt, plünderte und verbrannte Schloß und Stadt Anno 1689, als gerade diese in ihrer schönsten Blüthe stand. Der damalige christliche König von Frankreich ließ das ganze Land am rechten Rheinufer, bis über die Pfalz hinaus, zu einer förmlichen Wüstenei versengen und zerstören, damit die deutsche Armee dort keinen Unterhalt finde. Von solch abscheulichem Verfahren zeugen annoch genugsam die zahlreich vorhandenen Ruinen. In türkischen und heidnischen Landen ist mit solchem Vorbedacht

nichts Aehnliches geschehen! Die jetzige Stadt Durlach kann sich mit der frühern nicht vergleichen. Vor dem Franzosenbrand soll sich in der Pfarrkirche ein Grabstein mit folgender Inschrift befunden haben: „Den „4. November 1564 ist hier selig im Herrn „entschlafen Herr Eberhard von Ulm, „der fromme, redliche Stadtrichter, dessen „Körperlein gar nahe sechs Zentner „wogen.“

3.

Eine tapfere That verübten einst die Einwohner von Bretten im Jahr 1504, als der Herzog Ulrich von Württemberg mit einem Heer die Pfalz feindlich heimsuchte, und Bretten, welches dazumal pfälzisch war, belagerte. Die Würtemberger lagen Nachts im Schlaf, da machten die Breitenener einen Ausfall, kamen ihnen so rasch und der Dertlichkeit so kundig, über den Hals, daß die Schwaben alles im Stich ließen, und schleunigst Reißaus nahmen. Bei dieser Gelegenheit brachte ein Würtemberger seinen Finger just vor die Mündung eines Gewehrs, als es losging. Der Finger flog mit der Kugel weg, und der Mann schrie:

„au wai, au wai,

„Noch Bretta, glaubets nau (nur),

„Komm ih joh nimmi mai (mehr)!“

Diese wahrhafte Geschichte war ehemals an dem Rathhaus zu Bretten abgemalt.

4.

Im Archiv des Herrn Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen liegt eine mehr als 300 Jahr alte Handschrift, worin ein Edelmann, Werner v. Zimmern genannt, seine Erlebnisse und Erfahrungen aufgeschrieben hat. Darin wird Folgendes erzählt: „Im Jahr 1518 war ein großes Sterben fast in allen deutschen Landen. Dazumal hauste auf Schloß Eberstein (bei Gernsbach im Murgthal) der fromme Graf Bernhard mit seiner Ehefrau, einer gebornen Gräfin v. Sonnenberg. Derselbe Graf hatte einen Koch, Meister Marcell geheißten. Dieser Koch sah eines Nachts, da er nicht schlafen konnte, zum Fenster hinaus, es war schöner Mondschein; nun erblickte er, von der Stadt Gernsbach kommend, viele Personen, Weib und Mann, Jung und Alt, die einander bei den Händen hielten, und dem Schloß zu einen Reiben

tanzen, doch ohne alle Musikk. Als sie näher herbeikamen, erkannte er Manche von der Gesellschaft, insonderheit sah er sich selber darunter in seiner gewöhnlichen Kleidung, worüber er sich höchlich verwunderte. Die Gesellschaft tanzte um das Schloß herum, und der Koch wußte endlich nicht, wo sie hingekommen. Morgens erzählte er es seinem Herrn. Desselben Jahrs sind alle, die der Koch am Tanz gesehen, gestorben, wie denn am Koch auch geschehen.“ (Fast alle Ortschaften unseres Landes wurden um die damalige Zeit durch die Pest, oder das sogenannte große „Landessterbendt,“ heimgesucht und entvölkert. Die Stadt Baden hielt ihre Thore geschlossen, und lies die heißen Quellen los; sie blieb glücklich verschont. Die schreckliche Seuche kam dort nur bis zur Drei-Eichen-Kapelle, auch Pest-Kapelle genannt, zwischen Dos und Baden.)

5.

Im Jahr 1600 wurde von den angesehensten Einwohnern in Heidelberg ein Orden der Mäßigkeit erneuert, der schon Anno 1524 daselbst unter Fürsten, Edelleuten und Bürgern aufgekomen war, wobei man feststellte, man wolle sich des vollen und halben Zutrinkens enthalten, und die Diener verabschieden, die es nicht lassen würden. Auch dürfe ein Mitglied des Tags nicht mehr als 14 Ordensbecher voll Wein trinken. (Schöne Mäßigkeit!) Die Sünder gegen das Verbot wurden an schwerem Geld gebüßt. Selbst der regierende Kurfürst von der Pfalz mußte einmal Strafe zahlen.

Aus jener Zeit der ersten Ordensverbrüderung für Mäßigkeit und gegen das Zutrinken wird noch berichtet:

Der damalige Kurfürst Friederich II. von der Pfalz sandte einen seiner Räte, Leodius mit Namen, Mitglied des Vereins, in einer Staatsangelegenheit zum König Heinrich dem 8ten von England. Der redliche deutsche Mann gestel dem launigen schlimmen Könige so gut, daß dieser besonders vertraut mit ihm umging. Einst, nach einem langen Spaziergang, rief der erhitzte König, „man bringe zwei große Becher voll Wein, einen für mich, den andern für den Pfälzer.“ Und zu diesem sagte er: „du mußt mir auf deutsche Art zutrinken.“ Leodius sträubte sich gegen die

Anmuthung, und berief sich auf sein Ordensgelübde. Der herrische König ließ aber keine Ausrede gelten, und setzte dem getreuen Manne so heftig zu, bis er nothgedrungen den Becher ergriff, und dem König zutrank. Bei seiner Abreise verehrte ihm der König nebst andern Sachen 60 goldene Ringe, welche wider den Krampf gut sein sollten. Sobald Leodius heimgekommen war, erzählte er den Vorfall seinem Herrn dem Kurfürsten, als Ordensmeister, und bat um Sühne. (Ein rechtschaffener Mann läßt das Gewissen nicht beschwert.) Der Kurfürst versammelte die Bruderschaft, trug die Sache vor, worauf die Mitglieder den Leodius einstimmig wegen dem Zutrinken für schuldfrei erklärten. Leodius war für solche Nachsicht dankbar, und schenkte jedem Anwesenden einen Krampfring.

Jener engländische König Heinrich der 8te, der von 1509 bis 1547 tyrannisch regierte, war einer der leidenschaftlichsten, grausamsten, herrschsüchtigsten Fürsten, wie sie Gott zur Strafe der Völker manchmal erscheinen läßt. In den Zeiten der großen Kirchentrennung lebend, schrieb er zuerst eine Schrift gegen Dr. Luther, wofür ihm der Pabst den Ehrentitel „Beschüper des Glaubens“ verlieh, welchen die Könige von England noch immer führen. Später wurde er der grimmigste Feind von Rom, weil der Pabst ihm die begehrte Ehecheidung verweigerte. Er erklärte sich selbst zum Oberhaupt der Kirche, und schrieb vor, was Jedermann glauben sollte. Katholiken und Protestanten wurden nun gleich heftig mit Feuer und Schwert verfolgt. — Man hat berechnet, daß dieser König 630 Familien seiner Anhänger mit geistlichen Gütern der Kirchen und Abteien, die er gewaltsam wegnahm, bereicherte, ohne die vielen Ländereien, welche er selbst vom Raub behielt. Dermalen bestehen von jenen 630 Geschlechtern nur noch 16. Die Meisten sind ausgestorben. 260 von ihnen vererbten das ungerechte Gut nicht einmal auf Kinder. — Gmal war er verheirathet; zwei seiner Frauen ließ er hinrichten. Seine Regierung ist ein wahrer Schandfleck in der englischen Geschichte, sowohl wegen der moralischen Schlechtigkeit des Königs, als wegen der Niederträchtigkeit seiner Helfer und dem Stumpfsinn des Volks.)

Den 8. Januar 1789, in der Nacht, kam im Klosterkeller zu Gengenbach Feuer aus. Der Pförtner schlief ruhig, aber ein Ketter wachte. Ein Kanarienvogel, den er im Zimmer hängen hatte, machte, von dem aufsteigenden Rauch belästigt, ein so heftiges Geräusch in seinem Käfig, daß dadurch der Pförtner erweckt ward, der, alser das Zimmer voll Rauch sah, schnell Lärmen erhob, und die Klosterleute zu Hülfe rief. Das Feuer ward gedämpft, und die Klostergebäude, vielleicht die halbe Stadt, glücklich erhalten. — (Man hat viele Beispiele, wie aus innerem geheimen Trieb die zahmen Hausthiere vor nahenden Gefahren gewarnt haben. Besonders zeichnen sich darin die Störche aus; deren anhaltendes Klappern bei solchen Umständen die Leute jeweils im Haus zu fürsorglicher Aufmerksamkeit berief. An 400 Jahr vor Christi Geburt eroberte ein wilder Stamm Gallier die Stadt Rom, nur das feste Schloß darin hielt sich noch. Die Gallier belagerten es, und wollten es Nachts heimlich ersteigen. Die römischen Wachen merkten im Anfang das Vorhaben der Feinde nicht, bis das Geschnatter der Gänse im Schloß sie aufmerksam machte, so daß sie noch zu rechter Zeit den Angriff abschlagen konnten. Aus Dankbarkeit wurden später jene Gänse bis zu ihrem Tod auf Staatskosten gefüttert.)

Als in den 90r Jahren die französischen Armeen das Land überzogen, und ihnen große Contributionen bezahlt werden mußten, da schrieben die Bürger des Ortes Malsch, Oberamts Etlingen, an den Landesfürsten in Carlsruhe: „Da in den jezigen Zeiten so schwere Unkosten zu tragen sind, so wollen wir unsere Abgaben auf zwei Jahre vorauszahlen.“ — Solche Tüge ehren die Bürger, wie den Fürsten. Wahre Vaterlandsliebe weiß stets der Noth zu steuern, und alsdann kann der Fürst mit Stolz sagen: Meine Reichthümer sind die Herzen meiner Unterthanen.

Zu der Stadt Emdingen am Kaiserstuhl, wird ein altes Richtschwert bewahrt, auf dessen Klinge folgende Inschrift steht:

„Wer was find' eh daß es verloren,
„Und kauft, eh daß es feil wird,
„Der stirbt, eh daß er krank wird.“

Dies Schwert ist ein eindringlicher Lehrmeister.

Einer der mächtigsten deutschen Kaiser, war der Kaiser Karl der fünfte. Er regierte vom Jahr 1519 bis zum Jahr 1555. Er war zugleich König von Spanien, und Herr der kurz zuvor entdeckten Reiche in Amerika. Deshalb sagte man, in seinen Staaten gebe die Sonne nie unter; was richtig ist, denn wenn es in Europa Nacht wird, so bricht in Amerika der Tag an. — Die Stadt Waldkirch, bei Freiburg im Breisgau, hatte von Alters her ein Privilegium, jeden Samstag Wochenmarkt zu halten. Der Ort Malterdingen, unferne von Waldkirch im Amte Emmendingen gelegen, hatte auch eine Marktgerechtigkeit, und übte sie ebenfalls auf den Samstag aus. Da gab es zwischen den zwei Ortschaften Streit, Reibereien und Anlaß zu Abbruch und Schaden. Die Klagen kamen bis vor den Kaiser. Dieser entschied in einer noch vorhandenen Urkunde aus Burgos in Spanien, (wo sich der Kaiser gerade aufhielt,) vom 3. Februar 1528, daß die Malterdinger, deren Recht jünger schien, billigerweise ihren Markt auf einen andern beliebigen Tag zu verlegen haben. Diese Anordnung ward später durch eine zweite Urkunde des Kaisers vom 2. August 1530 aus Augsburg bestätigt, wo damals der große Reichstag gehalten ward, auf welchem die protestantischen Fürsten und Städte ihr Glaubensbekenntniß, die sogenannte Augsburger Confession, übergaben. Denn der Dr. Luther lebte und lehrte während der Regierung dieses Kaisers, und die Reformation begann. — Nicht ohne Rührung kann man auf solche Beweise kaiserlicher Entscheidungen blicken, die, mitten unter den großen Weltangelegenheiten, von der gemüthlichen Sorgfalt, und von einer dem deutschen Sinn so zusagenden Beachtung auch der kleinern bürgerlichen Verhältnisse Zeugniß geben. — Das Volk sah im Kaiser den höchsten Richter auf Erden. Der Ort Malterdingen hat auch im Herbst jezt noch berühmte Hausmärkte.

Unter demselben Kaiser Karl eroberte sein

berühmter spanischer Feldherr, Ferdinand Cortez, das große Reich Mexico in dem einige 20 Jahre früher entdeckten America; eine der kühnsten Unternehmungen, welche die Geschichte kennt. Denn mit nur 700 Mann, worunter 15 Cavalleristen, und etwa 50 Flintenträger, dann mit 6 Kanonen, zog Cortez aus zu diesem riesenhaften Vorhaben ins unbekante, reichbevölkerte Land. Es gelang ihm. Bald fanden zahlreiche Auswanderungen aus Spanien nach dem gesegneten Lande statt, das nebst sonstigen Gaben auch große Ausbeute an Gold und Silber darbot. Es bekam den Namen Neu-Spanien. Eine Verordnung des Kaisers vom Jahr 1523 bestimmte, daß zehn Jahre lang kein Advokat oder sonstiger Rechtsgelehrter aus Spanien dahin mit auswandern dürfe, „daß mit durch sie keine Prozesse oder Reibungen, in den neuen Anstaltungen veranlaßt würden!“ — Der Kaiser mochte wohl das Recht, aber nicht die Rechtspractica lieben! — In den zwei letzten Jahren haben die Nordamericaner mit ihren Nachbarn von Mexico Krieg geführt, und die Hauptstadt erobert.

Dieser großmächtige Kaiser, der seine Größe nicht eitel achtete, sondern sie durch viele Kriege und Siege behauptete, fand zuletzt doch alles eitel! Er legte seine Kronen nieder, und zog sich nach Spanien in ein Kloster zurück. Hier pflegte er fleißig der Todesgedanken und Religionsübungen. Ja er ging so weit, daß er bei lebendigem Leib sein Leichenbegängniß halten ließ. Er legte sich in Sarg wie eine Leiche bekleidet, die Geistlichen mußten die Gebete, wie für eine abgeschiedene Seele halten, wobei er selbst im Sarg inbrünstig mitbetete, und der Leichenzug ging sodann mit brennenden Lichtern zur Kirche. Nicht lange hernach ist er wirklich gestorben.

Ehrenruf Deutschlands.

Unter diesem Titel ist vor 150 Jahren in Wien ein Buch erschienen, das in jeder Beziehung verdient, wieder besprochen zu werden. Der Verfasser heißt Hans Jakob Wagner, und zeigt sich in Gesinnung und Sprache als ein verehrungswürdiger deutscher Mann.

Er will deutsches Selbstbewußtsein fördern, will besonders Unabhängigkeit nach allen Richtungen vor den Franzosen; er weist mit edlem Eifer auf unsere geschichtlichen Erinnerungen, und mit Nachdruck auf unsere Stärke. Das Buch hat 642 Seiten in Folio. Deutschland hoch über Frankreich —, das ist der Zweck des Buchs, der wird darin wohl erörtert und begründet, dies ist der belebende Gedanke desselben, der noch jetzt den Leser auf jeder Seite ergreift. In der Vorrede heißt es: „Es ist eine betrübte Sache, daß unser geliebtes Vaterland und höchst löbliche Völkerschaft von manchem Deutschen geringer, als die fremden Länder und Völker geschätzt werde. Durch solche Mißachtung ist die allgemeine Wohlfahrt in vielen Wegen geschmälert, und unsern Feinden manche deutsche Stadt und Landschaft in die Hände gespielt worden. Zur Hintertreibung dessen habe ich gegenwärtiges Buch aus einem treu eifrigen Gemüth verfaßt, und dadurch getrachtet, meine Landsleute auf solche Gedanken zu bringen, die dem lieben Vaterlande und zugleich ihrer Ehre anständiger sein möchten.“

Im Buch selbst heißt es unter andern: „Etliche Weichlinge sagen, daß man die seidenen Zeuge und andere Waaren in den deutschen Städten nicht so gut überkommen könne, als in Frankreich, deßwegen vermeinen sie, daß ein Deutscher Urfach genug hätte, dem Franzosenland mit besonderer Neigung beigethan zu sein. Dieser Einwurf wäre von einem Frauenzimmer, welches sich von Natur zur Hoffahrt neigt, noch wohl zu erdulden, aber Männern stehet es übel an. Es ist ein weit Anderes, ausländische Sachen zu haben und ein Anderes, dem fremden Land mit Gewogenheit beigethan zu sein. Man kann einen russischen Pelz tragen, ein arabisches Pferd reiten, türkischen Reiß essen, ohne daß man im Herzen russisch, arabisch oder türkisch sein muß! Also auch trage, wenn du willst, französische Handschuh und anderes mehr; sei aber im Herzen nicht undeutsch, und laß von solchen Dingen, deren Annehmlichkeit nur in der bloßen Einbildung besteht, dich zur Neigung gegen ein anderes Volk und Land, welches mit dem deinem nimmer verglichen werden kann, nicht bewegen.“

Der redliche Verfasser erzählt sodann wie

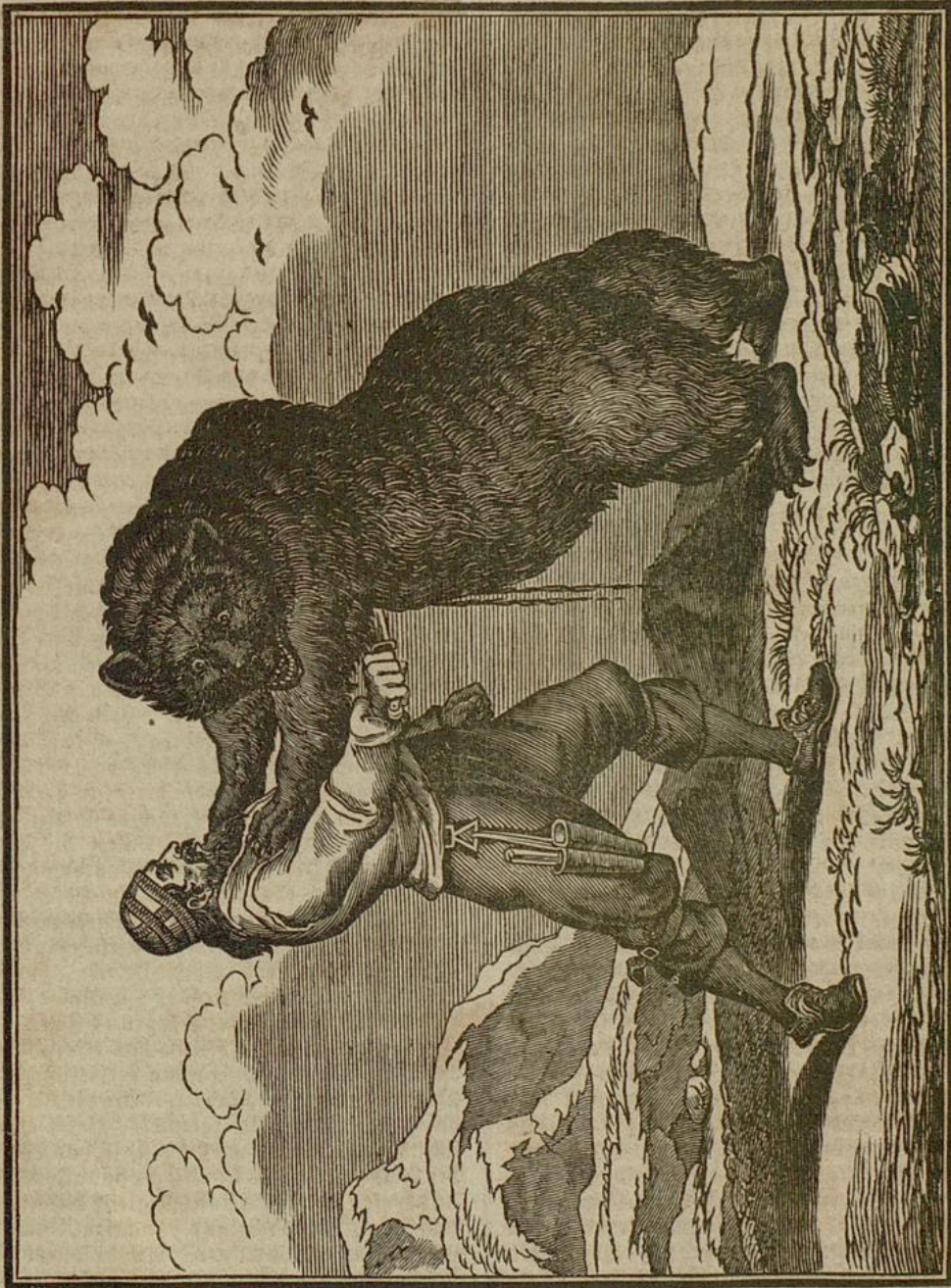
viele nützliche und künstliche Arbeiten zuerst von den Deutschen verfertigt worden sind, der Buchdruckerkunst gar nicht zu gedenken, die doch auch eine deutsche Erfindung ist. Die Uhren sind es ebenfalls. Als die Indianer in America zuerst eine Uhr sahen, beugten sie vor ihr das Knie, weil sie das wunderbare, rührige Ding für ein lebendes Wesen hielten. Solche Ehre ist einem französischen Hut oder Rock doch nie wiederfahren! — Zu jener Zeit erschien in Wien auch ein schönes Buch unter dem Titel „Oestreich über Alles, wenn es nur will;“ ein Volk voll Gesinnung, Charakter, Redlichkeit und geschichtlichen Erinnerungen macht es jetzt wahr!

Von den Lappländern.

(Mit einer Abbildung.)

Der nördlichste bewohnte Theil von Europa, der sich in einem Halbkreis von Norwegen aus längs dem Meer bis nach Rußland hinzieht, wird mit dem Namen Lappland bezeichnet. In dieser großen Strecke Landes hauset eine dünngefäete Bevölkerung, wovon die bessere Hälfte — die sogenannten Finn-lappen — auf Norwegen kommt. Das Land selbst ist eine der öddesten Gegenden der Erde. Die Sonne scheint dort nur während drei Monaten des Jahres; die Erde, welche die meiste Zeit mit Eis und Schnee bedeckt ist, bringt blos kümmerliche Birken und Moos hervor. Das Leben der meisten Lappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das ihre einzige Habe ausmacht, innig verbunden. Dieses Geschöpf ist das Renntier, eine Art großer Rehe oder Dammhirsche, von dem sie oft ganze Heerden besitzen. Es dient als Zugthier am Schlitten; seine Milch dient zur Nahrung, sein Fell zur Kleidung, seine Sehnen als Fäden und Bänder. In diesem Renntier hat der gütige Schöpfer den Bewohnern dieser unwirthlichen Gegenden einen Inbegriff alles Nothwendigen gegeben. — Die Natur des Renntiers treibt es zum steten Wechsel des Wohnplatzes. Es weidet auf den hohen Gebirgen, (oder auf den wüsten Moorgründen, deren braune Decke ein bitteres Moos trägt; —) seine dürftige Nahrung, die es sich aus dem Schnee herauscharrt.

Wenn die Sommerwärme eintritt, so kommen Wolken von Schnaken und Stachfliegen, welche Menschen und Thiere unerträglich quälen. Das Renntier dringt dann selbst darauf, daß seine Herrn mit ihm an die kühle Meeresküste herabziehen, wo die Schwärme des Ungeziefers in den Winden verwehen. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde, nach dem Schnee des Gebirgs; die Heerde würde gewaltsam entlaufen, wenn der Herr nicht dahin zöge. — Die Finn-lappen sind die vornehmsten des Völkerstammes; sie wohnen meist in Zelten von Renntierhäuten auf den Bergen. Sie lassen den Bart wachsen; Männer und Weiber tragen weite Hosen, und Schuhe oft nur von Baumrinde; sie lieben Musik und Tanz. Dänische Missionaire haben unter diesen halb Wilden einigen Unterricht verbreitet; sie bekennen sich zur evangelischen Religion. Während die meisten Lappen häßlich, von kleiner Statur, und selten über 5 Fuß groß sind, zeichnen sich die Finn-lappen vortheilhafter durch Aufehen, Größe, Stärke, und wahre Beherztheit aus. Ohne Furcht treten sie, blos mit einem Messer bewaffnet, die Jagd auf wilde Thiere, selbst auf Bären an; sie wissen geschickt den Augenblick zu ergreifen, wo ein solcher Bär sich zum Angriff aufrichtet, um mit sicherer Hand ihm das Messer zum schnell tödtenden Streich ins Herz zu stoßen. (Siehe die Abbildung.) Diese Lappen sind auch tüchtige Schützen; mit ihren unvollkommenen Büchsen treffen sie ein weites Ziel mit Sicherheit. Im Allgemeinen ist in den rauhen, unfruchtbaren kalten Nordpol-Gegenden ihre Existenz gewiß eine freudlose und dürftige; dennoch, wenn irgend Einer die Mittel erhält, Renntiere zu erwerben, oder sich einer Finn-lappen-Familie einzuverleiben, so kann man gewiß sein, daß er augenblicklich zu den spizen Zelten im Gebirge aufsteigt, welche für ihn das Paradies aller irdischen Glückseligkeit enthalten. — Je einfacher der Mensch, desto mehr hängt er an der Heimath! In früheren Zeiten galten die Lappen als große Zauberer, die Wetter machen könnten. Die norwegischen Fischer und Schiffer kauften von ihnen guten Wind. Herenprozesse gab es bei ihnen, so gut als einst bei uns. In einem solchen Prozeß bekannte ein alter Lappe geradezu, er könne Sturm erregen und den Wind blasen



machen. Dies Bekenntniß brachte ihm nach den damaligen Gesetzen den Tod. Wenn man auch jetzt nicht mehr an solche Hexenkünste glaubt, so meinen doch die Nachbarn der Lappen sehr häufig, dies schlaue Volk verstehe sich auf geheime Sprüche, welche Menschen und Thieren Schaden bereiten. Eine solche Meinung ist aber jedes Christen unwürdig; sie verträgt sich in keiner Weise mit der Ueberzeugung von der Güte Gottes, der keinem Geschöpf eine solche Macht eingeräumt hat.

Die Kleider beider Geschlechter unterscheiden sich in nichts, als daß der Mann eine Kappe trägt. Die Kinder bleiben bis zum zweiten Jahr nackt, werden in einen hölzernen Kasten gesteckt, und in diesem herumgetragen. Ein Reisender fand einmal in einer Hütte einen großen Hasen am Feuer, und sah mit Schrecken, daß sich etwas Lebendiges darin bewege. Es war ein Kind, und man erklärte ihm, das kleine nackte Wesen sei zu seiner Erwärmung dahingestellt, und finde sich ganz behaglich.

Die Regierung hat den Lappen auch Bethäuser, oder Kirchen errichtet; in denselben wird regelmäßig Gottesdienst gehalten, dem sie fleißig anwohnen.

Die Pfarrkirche.

Unlängst wurde in einer Landgemeinde in Frankreich der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, welche der Bürgermeister des Orts auf seine Kosten bauen ließ. Zu dieser Feierlichkeit hatten die Bürgermeister und Pfarrer der Nachbargemeinden, und auch der Präsident der franz. Deputirtenkammer, welcher der Abgeordnete des Bezirks ist, sich eingefunden. Letzterer brachte beim Essen folgenden Trinkspruch aus: „Auf das Wohl der Landpfarrer und der Landbürgermeister. Die Herren in den Städten mögen sich vornehmer dünken, sind aber darum nicht wichtiger. Die Eintracht des Pfarrers und des Bürgermeisters erleichtert das Gute; ihre Uneinigkeit bringt dem Gemeinwesen schweren Nachtheil. Religion und Vaterland dürfen nie in Streit kommen.“ — Der Herr Präsident hat wohl gesprochen.

In den Städten giebt es freilich Leute, welche meinen, man könnte es machen ohne

Kirchen und Pfarrer. Dort verleben nicht wenige ihre ganze Zeit in der Werkstatt, oder im Wirthshaus, sind wie vom Sturm gejagt, vergessen die höhere Bestimmung, und treiben mit der Religion oft nur ein eitles Spiel. Aber dem einfachen, biedern Landmann ist das heimatliche Dorf immer lieb, und die Pfarrkirche darin das eigentliche Wahrzeichen seiner Gedanken. Denn dahin trug man ihn zur Taufe; dort beging er seine erste Kommunion; dort ward seine Ehe eingesegnet und in deren Nähe, auf demselben Gottesacker, wo Vater und Mutter liegen, will er auch begraben sein. Kehrt Jemand aus der Fremde heim, so bemerkt er mit Freuden schon aus weiter Ferne den Thurm der Pfarrkirche. — So bewegt sich das Leben der Menschen auf dem Lande um die Pfarrkirche: — da ist Taufstein, Gottes Aker, Christenlehrbank. Jeden Morgen und Abend ertönen die Glocken der Pfarrkirche, und tragen bis in die fernsten Häuser das Andenken Gottes. Wenn der Arbeiter vom Felde kommt, wenn er um sich blickt, so hat er immer den Thurm der Pfarrkirche vor Augen, denn über alle Gebäude ragt der Kirchenturm, wie die Religion über die zeitlichen Interessen. Wenn Gott überall sich kund giebt, so doch mehr auf dem Lande als in den Städten; — dort sammelt Er seine Wolken, läßt den Donner rollen, gießt Regen und Thau über die Flur, deckt sie mit Reif und Schnee, beleuchtet sie mit seinem Sonnenlichte; dort entfaltet Er seine Macht und Herrlichkeit im Pflanzenwuchs, im Rauschen des Waldes, im Tosen der Ströme, im sternbesäten Himmelsgewölbe. Da gewahrt der Mensch die Majestät Gottes, er wird erquickt von ihrem Hauche, durchdrungen von ihren Strahlen, beruhigt, belebt; sein Herz wird hingezogen zu Gott.

Gewöhnlich ist die Kirche das älteste Gebäude im Dorfe; ihr Aufbau verliert sich im Dunkel der Vergangenheit. Wo die Kirche, da ist das Dorf, sie sammelt, gleich einer Mutter, die Kinder um sich; sie ist das Band der Gemeinde. In der Kirche sind alle Alter und Geschlechter; da sind alle gleich demüthig vor Gott, Schwache und Mächtige, Reiche und Arme. Von heiliger Stätte erinnert die Predigt die Größten an die Kleinheit ihres Ursprungs, und die Kleinsten an die Größe ihrer Bestimmung. Mit einem Wort, die

Kirche ist das sprechendste, das augenfälligste Zeichen der Gemeinde. Man fragt: „wo ist das Rathhaus, wo ist die Schule?“ Aber Niemand fragt, wo ist die Kirche? — Man sieht sie.

Hier sei noch eine verwandte Betrachtung angeführt:

Der Sonntag Nachmittag hat eine gar eigene Bedeutung. Er ist ein Meilenzeiger auf unserer Pilgerstraße. — Junge Weine laufen Spiel und Freuden nach, zum Verstand gekommene Weine gehen allerlei nützliche Gänge, alte Weine ruhen gerne auf einem sonnigen Bänklein. Sinnliche Gemüther müssen die Weine tragen zu Lust und Tanz; andere pflegen den faulen Leib; andere tragen ihn umher zu allerlei Erwerb; andere verbringen ihn in ungeheurer Langeweile. Das sind die öden Seelen, die, aller geistigen Speisen entwöhnt, für nichts mehr Gefühl haben, als für das Werktagstreiben, das Geklatsch des Tages, einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurst. Andere giebt es denn doch auch, die ihn feiern, indem sie dem Wehen des Geistes die Seele öffnen, Gott schauen in seinen Werken, in seinen Worten; ihre vergangenen Tage schauen, und das Walten Gottes in demselben; hinschauen in die kommenden Tage, sich stärken, gottesfürchtig zu bleiben. So halten es die Redlichen, sie ruhen gerne in stillem Sinnen, freuen sich der schönen Stunden, wo sie, ungestört von der Welt, nachdenken können über das Vergangene und Zukünftige, wie Gott schon manchmal geholfen und ferner wohl auch helfen werde!

Von einem alten Volke.

An 600 Jahren vor Christi Zeiten hauste an den Ufern des Schwarzen Meeres, da, wo die Donau hineinfließt, dann gegen Asien und tief in das jetzige Rußland hinein, der wilde Völkerstamm der Scythen (was Vogenschützen bedeutet). Sie sind wahrscheinlich die Stammväter der Türken und Tartaren. Von ihren rohen, grausamen Sitten und Gebräuchen wissen die alten Geschichtsbücher gar Vieles zu berichten; davon wollen wir Einiges mittheilen.

Einstmals sind die Scythen auf Eroberun-

gen ins reiche Land Asien gezogen, und dabei über zwanzig Jahre ausgewesen. Während dieser Zeit wurden ihre zurückgelassenen Weiber ob der Einsamkeit verdrießlich, und da die Männer gar zu lang ferne blieben, so waren die Weiber endlich zu ihren Slaven gegangen. (Ehe das Christenthum die Sitten veredelte, und wahre Bruderliebe in die Herzen pflanzte, galten die Menschen so zu sagen nur als eine Waare. Der Hausvater schaltete nach Belieben mit Frau und Kindern, der Fürst mit den Unterthanen. Die im Krieg bezwungenen Völkerschaften wurden, Mann und Weib, groß und klein, fortgetrieben, und unter die Sieger jeweils als Slaven vertheilt. Diese hatten dann ausschließlich alle Arbeiten zu verrichten.) Als nun die Scythen von dem mächtigen Perserkönige, (demselben, welcher die Stadt Babylon eroberte), in einer Schlacht geschlagen wurden, zogen sie wieder heimwärts. Aber hier erwartete sie feingeringerer Kampf. Von ihren Slaven und ihren Weibern war ihnen ein junges Volk aufgewachsen, und diese stellten sich vereint mit den Alten ihrer Rückkehr entgegen. In öftern Schlachten konnten die Scythen keinen Vortheil gewinnen. Da schlug Einer von ihnen vor, statt mit Waffen mit einer Pferdepeitsche auf die Slaven loszugehen, denn wenn diese die Peitsche erblickten, so werde ihnen die altgewohnte Knechtschaft einfallen, und in diesem Bewußtsein würden sie nicht Stand halten. Diesen Vorschlag brachten die Scythen zur Ausführung; die Slaven wurden richtig beim Anblick der Peitschen auch so stupig, daß sie flohen und an keine Schlacht mehr dachten. Die Scythen waren nun wieder Herrn. Ihrer grausamen Natur nach blendeten sie jetzt ihre Slaven. Das Nationalgetränk war die Pferdemilch, was heute noch bei den Kalmücken und Tartaren vorzugsweise beliebt ist. Hatten die Scythen jene Milch gemolken, wozu sie besondere Mittel anwandten, so wurde sie in hölzerne Bütteln geschüttet. Dann stellten sie von den blinden Slaven dicht an die Bütteln herum, und ließen die Milch rühren. Das Obere nahmen sie ab, was als das Beste galt. Wahrscheinlich gaben sie dieser Art Buttermilch noch einen Beisatz, um ein berausches Getränk darzustellen. — Sie waren keine Feldbauer, sondern ein Weidenvolk.

Das Kriegswesen war bei ihnen folgender Maßen beschaffen. Jeder Scythe war Soldat, vom ersten Mann, den er erlegte, trank er Blut. Von Allen, die er in der Schlacht tödtete, zog er die Kopfhaut ab, indem er bei den Ohren einen Schnitt herum machte, und den Kopf aus der Haut heraus schüttelte. Jemehr Einer solche Kopfhäute vorweisen konnte, desto größern Antheil an der Beute bekam er, und desto höher stand er im Ansehen. Auch machten sie, wie unsere deutschen Boreltern, aus den Hirnschädeln beliebte Trinkgeschirre bei Feierlichkeiten. Alle Jahre gab jeder Kriegsoberste den streitbaren Männern seines Kreises einen Trunk, wer aber noch keinen Feind erschlagen hatte, der durfte nur zusehen; die aber, welche bereits vielfach Sieger gewesen, diese durften aus zwei Bechern zumal trinken.

Ward ihr König krank, so wurden drei Männer aus der Zahl der angeblich Erleuchteten, oder der Wahrsager berufen. Gewöhnlich beschuldigten diese irgend einen Scythen, „er habe beim Namen des Königs falsch geschworen,“ und dieser müsse jetzt dafür leiden. Wenn der Angeklagte nun läugnet, so läßt der König doppelt so viele Wahrsager kommen, um die Wahrheit herauszubringen. Stimmen diese den Ersteren bei, so wird dem Beschuldigten sofort der Kopf abgeschlagen, sind sie aber anderer Meinung, so werden die 3 ersten Wahrsager gebunden in einen Wagen voll Reistig gelegt, zwei Stiere vorgespannt, und dann der Wagen angezündet. Die Stiere werden scheu, rennen davon, und verbrennen gewöhnlich mit den Wahrsagern. Von denen, die der König tödten läßt, verschont er auch die Söhne nicht, sondern tödtet das ganze männliche Geschlecht.

Stirbt der König, so wird am Begräbnißort desselben, in der nördlichsten Provinz, ein großes, viereckiges Loch in die Erde gegraben. Der Leichnam des Königs wird ausgenommen, mit wohlriechenden Kräutern gefüllt, dann mit Wachs überzogen, und so von Stamm zu Stamm geführt. Wo er hinkommt, beschneiden die Scythen sich die Ohren und Haare, stechen sich mit Pfeilen, und geben laute Merkmale der Betrübniß. Endlich gelangt er in großer Begleitung zur Begräbnißstätte. In dem ausgegrabenen Loch

wird eine förmliche Hütte hergerichtet, und darein der todte König auf Matten gesetzt. In den weitem Raum der Ausgrabung kommt seine Lieblingsfrau, der Mundschenk, der Koch, der Anmelder, der Leibdiener, der Stallmeister mit dem Leibpferd, die sämtlich erwürgt werden, dann Gold und Waffen. Hierauf wird alles mit einem förmlichen Hügel bedeckt. Nach Ablauf eines Jahrs thun sie noch Folgendes. Sie nehmen von den übrigen Dienern fünfzig der Betrautesten heraus, erwürgen sie ebenfalls, dazu auch 50 der edelsten Pferde. Dann werden allen die Gedärme ausgenommen, die Leiber mit Kräutern und Spreu ausgestopft, die Pferde ums Grab herum, wie wenn sie noch lebendig wären, auf Stangen gestellt, mit Sattel und Zaum versehen, auf sie die Diener in der Art wie Reiter befestigt; dies gilt nun als Wache des Grabes.

Es schaudert, an solche Zeiten und solche Gebräuche zu denken. Da fühlt man erst recht den Segen, den im Christenthum, die göttliche Lehre des Erlösers, gestiftet hat; denn erst durch sie ward der Menschheit die wahre Würde und Freiheit gebracht. Leider giebt es noch manche Völker, zu denen das Evangelium nicht gedrungen ist; bei denen sind denn auch ähnliche Grausamkeiten, und Tyrannenien fortwährend in Uebung. Es ist eine der gewichtigsten Lehren der Geschichte, daß je inniger und glänziger die Menschen von der geoffenbarten Religion erfüllt sind, desto milder, sittlicher, glückseliger zeigt sich in Allem ihr Denken und Thun. Es war deshalb ein schöner Gedanke vom seligen Kaiser Alexander von Rußland, daß alle Staaten sich verpflichten sollten, ihre jeweiligen Streitigkeiten künftig nicht mehr durch Kriege, sondern durch Schiedsgerichte auf den Grund der Christuslehre auszumachen. — Es muß doch noch dahin kommen! Denn nur wenn die Grundsätze des Evangeliums in ihrer wahren Reinheit ins Leben treten, und in allen weltlichen Verhältnissen zur Anwendung gelangen, was seit Christi Zeiten leider nie ungetrübt der Fall gewesen ist, kommt die allgemeine Versöhnung, und die gute friedliche Zeit, von der geschrieben steht.

Von dem Leben des galizischen Bauers.

Das Königreich Galizien umfaßt die ursprünglich polnischen Provinzen im Kaiserthum Oestreich. Die Stadt Lemberg ist die Hauptstadt. In diesem Galizien waren unlängst (1846) schwere Unruhen, veranlaßt durch unzufriedene Polen, welche die Wiederherstellung ihres Vaterlands auf alle Weise, selbst durch die blutigsten Anstrengungen, erreichen wollen. Die Zeitungen haben ja genugsam von den vorgefallenen Gräueln, in Mord, Raub und Brand, berichtet. (Hier sei nur der ehrenhaften Haltung erwähnt, welche alle galizischen Soldaten in jenen Tagen bewährten; nicht Ein er wurde seiner Pflicht, oder dem Gehorsam gegen den Kaiser, ungetreu; ja viele beurlaubte Soldaten rückten aus freien Stücken bei ihren Regimentern ein, ohne erst den Befehl abzuwarten.) Galizien hat einen sehr fruchtbaren Boden; es ist eine wahre Getreidekammer; und doch ist die Lage des Bauers dort eine sehr betrübte, seine Lebensweise eine sehr dürftige und die Landwirtschaft weitaus nicht mit der unsrigen zu vergleichen. Auf dem Boden haften unerhörte Lasten. Wegen Mangel an Unterricht, an gehörigem Verkehr, an Straßen und nützlichen Einrichtungen, sind die Leute weit zurück, und in Rohheit versunken. Doch hat die kaiserliche Regierung, im Vergleich gegen die frühere polnische Wirthschaft, viel zum Besten des Landmanns gewirkt. Der Bauer ist deshalb ihr ganz anhänglich, aber der zahlreiche Adel, eigentlich der Besitzer des Bodens, ist ihr abhold.

Von dem Leben des galizischen Bauers, zumal im Winter, ist Folgendes zu berichten:

Ein zottiger Schafpelz, eine Mütze von schwarzem Lammfell, rauchfellene Fäustlinge für die Hände, lange, groblederne Stiefel, Hemde und Hosen von grober Leinwand, bilden die Kleidung des polnischen Bauers. Die Weiber haben den gleichen Anzug, nur daß sie noch Kopf und Hals in ein weites, weiß leinenes Tuch wickeln. Die Mannsleute haben, selbst in der strengsten Kälte, den Hals unverwahrt; und doch leiden sie selten an Halsweh. Eine ärmliche, mit Schilf oder Stroh gedeckte Lehmhütte, ist die Wohnung; vor dem Eintritt des Winters wird sie wohl verschmiert, auch sind die Außenwände mit

einem Flechtwerk aus Zaunruthen umgeben, und dazwischen Stroh bis ans Dach gestopft, um die Kälte besser abzuhalten. Der tief in die Stube hineinreichende Backofen dient zum Kochen, zum Wärmen und zur Schlafstätte der Kinder. Eine meist roth angestrichene Kiste wird zum Aufbewahren der Kleider und zugleich als Tisch gebraucht; rings an den Wänden sind rohgezimmerte Bänke, die Füße in den Lehm Boden eingerammt. Dieses nebst einigen Häfen, Schüsseln, hölzernen Löffeln, Kannen und Kübeln bildet den ganzen Hausrath. Dazu kommt noch die Schnitzbank, an welcher der Bauer seine Ackergeräthe, Räder, ja den Wagen selbst zuschnitzt, an dem bisweilen nicht ein einziger eiserner Nagel vorhanden ist. In einem Stall, unter Strohdach, dessen Wände nur in ausgefülltem Flechtwerk bestehen, sind Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine gemeinsam untergebracht, blos durch niedere Jäune von einander geschieden. Nur die starke Ausdünstung des Viehs bewahrt es in der Regel vor dem Erfrieren; selten werden die Pferdehufe beschlagen. Höchst einfach ist die Kost des galizischen Bauers. Kartoffeln, Sauerkraut, Hafergries, Knöpfle, Milch, Eier, Butter, Hirse mit dem Mark der Kürbisen zu dickem Brei gekocht, bilden die Hauptspeisen, nur an den Feiertagen giebt's Fleisch. In vielen Gegenden entbehrt man sogar das aus grob geschroteten Mehl gebackene Kornbrod. Gewöhnlich ist ein Jude der Pächter des Dorfwirthshauses. Dieser schlaue Spekulant giebt seinen selbst gebrannten Kartoffelschnaps dem Bauer, so viel ihm beliebt, und schreibt die Beche mit doppelter Kreide auf. Hat nun der Bauer kein Geld, so holt sich der Wirthshausjude dafür bei ihm allerlei Lebensmittel ab, die ihm der Bauer niemals verweigert. — Im ehemaligen Polen leben über 700,000 Juden.

Wenn in den Winterabenden die Mädchen in die Spinnstuben gehen, was der Reihe nach in den hiezu ausersehenen Wohnungen statt findet, so bringt jede ein Scheit Holz mit, damit der Back- oder Heizofen recht gewärmt wird. Alle Sonn- und Feiertage ist in der Nachmittagskirche Unterricht im Katechismus. Die Geistlichkeit thut wacker ihre Pflicht, und wird mit Recht sehr gerühmt. Besonders ist sie eifrig in den Pfarrschulen

auf dem Lande, wo die heranwachsende Jugend unterrichtet wird, damit diese allmählig zu einem gediegenerem Volk erstarke. Jeder Menschenfreund muß dies von Herzen wünschen.

Denn der feste Stützpunkt im Staat ist ein tüchtiger Bürgerstand, mit ehrenhafter Gesinnung, die in Blut und Nerven sitzt, die denkt und fühlt; die freudig des Lebens Noth und Arbeit trägt, und stets in der sittlichen Weltanschauung das rechte Urtheil an Händen giebt. Ein solcher Bürgerstand hält in den Stunden der Gefahr stark aus, und sichert das allgemeine Wohl.

Vom Königreich Persien.

Kein Land der Erde zeigt so grell und warnend, wie tief ein Volk durch Sittenverderbnis und eine rein gewalthätige Regierung sinken kann, als Persien. Unter dem schönsten Himmelsstriche, umgeben von einer herrlichen Natur, im Heimatland der Rosen, Kirschen und Nachtigallen, lebt jetzt nur ein verkommenes, schlechtes Volk. Einst gehörte Persien zu den ersten und größten Königreichen der Erde. Viele hundert Jahre vor Christi Geburt werden in der Bibel die Könige der Perser und Meder, Asverus, Cyrus, (Kores) als die damals mächtigsten Herrn der Erde dargestellt. Jetzt ist es anders; das Land verodet, weil innere Kriege es verwüsten; die mit vielen Vorzügen begabten Einwohner verwildern, weil eine über alle Maßen tyrannische Regierung keine ordentliche Zustände aufkommen läßt. Die neuern Reisenden rühmen von ihnen nur eine Tugend, oder vielmehr Eitelkeit, nämlich die größte Hingebung für ihr Vaterland, das sie trotz der erbärmlichen Verwaltung über alles lobpreisen. Die Perser sind eben sehr eitel und selbstsüchtig; es lebt in ihnen die Erinnerung ihrer ehemaligen Größe unter trefflichen Fürsten, deren Tugenden und edle Thaten von jeher in Liedern verherrlicht worden, die sich fortwährend erhalten haben. So waren die letzten Worte eines guten Fürsten, der an 700 Jahre vor Christus regierte: „Betrachtet jeden Tag eures Lebens als ein Blatt in eurer Geschichte, habt daher acht, daß nur Gutes darauf geschrieben werde.“

Zu einem andern der alten Könige von Persien kam einst ein römischer Abgesandter. Vom Palast aus sah er den schönen, kunstreichen Garten des Königs, und wunderte sich, daß ein Stück wüstes Land davon eingeschlossen war. Aber er ward mit Hochachtung erfüllt, als er vernahm, jenes Land gehöre einer alten Frau, die es nun einmal nicht verkaufe, und deren Willen der König respektire, da er zu sagen pflege: „Wenn ich gerecht und barmherzig bin, so gewinne ich das Beste, nämlich die Herzen meiner Unterthanen.“ — Unter solchen Fürsten war freilich gut leben. — In den frühern Kalendern ist schon mehr über Persien berichtet worden.

Betrachtung.

Es sind halb 100 Jahre, daß einer der edelsten deutschen Männer, Justus Möser, fürs Volk schrieb und wirkte. Er war ein bedeutender Staatsmann; sein warmes Herz hielt ihn aber stets auf der Höhe des ächten Volkfreundes. In seinen trefflichen Büchern, wahre Spiegel eines treuen Beobachtungsgeistes im menschlichen Leben, hat er in einfach herzlicher Sprache unter andern auch das Nachtheilige eines Hin- und Herredens über die Religion gezeigt, und als Kenner des Volks eindringlich nachgewiesen, wie unrecht es gehandelt ist, wenn man die eigene Gleichgültigkeit weiter auszubreiten, und Zweifel den Nebenmenschen beizubringen sucht.

Ein fester Glaube und ein gutes Gewissen, sind besser als zwei Zeugen; sie sind ein Brunnen, wenn es dich dürstet, ein sicherer Stab auf dem raubesten Lebenspfad, und ein ruhiges Kopfkissen bis zum Tode. Ein böses Gewissen gleicht einem Ofen, der immer raucht. Im Unglauben verhärtet sich das Herz. Von der Bekehrung spöttelnder ungläubiger Sacerdöer ist selbst in der Bibel keine Rede.

Leider wird jetzt gar mannsfach vorgetragen, man solle sich blos um das Leben auf der Erde bekümmern, und brauche dem Gedanken an das Jenseits nicht weiter nachzuhängen. — Solche Lehren untergraben alle Religion, und würden die Menschen am Ende wilder machen, als es die alten Heiden gewesen sind. Denn diese glaubten doch noch an eine Fortdauer nach dem Tode, und an eine Wiederver-

geltung nach diesem Leben. Wo im Menschen ein edler Funke glüht, wo Liebe und Wohlthätigkeit in ihm wohnt, da hat die Religion es angefaßt. Alles, was darauf zielt, das Evangelium in unserer Verehrung zu schwächen, ist Hochverrath an der Sittigung der Menschheit, und schadet der Freiheit, so wie jedem Fortschritt. Das Christenthum muß die Richtung unseres Lebens sein, im Haus wie in der Kirche, auf dem Markt wie in der Gemeinde.

Blickt aufwärts! Die Sterne des Himmels gehen ruhig und unbeirrt ihre Bahn, heute noch, wie vor Jahraufenden. Die ewigen Gesetze Gottes leiten sie. So mögen die Menschen noch so grimmig und wild gegen einander sein: die reinen Grundsätze des Evangeliums führen uns endlich doch zur friedlichen Versöhnung.

Die Martinswand.

(Mit einer Abbildung.)

Der Kaiser Maximilian, geboren 1459, zum Kaiser erwählt 1493, gestorben 1519, von der Natur mit den schönsten Geistes- und Körpergaben ausgerüstet, war einer der verdienstvollsten deutschen Kaiser. Er stiftete den ewigen Landfrieden in Deutschland, nämlich daß die einzelnen Herren oder Städte sich nicht mehr unter einander bekriegen durften; er legte den häufig vorhandenen Raubrittern das schmäbliche Handwerk; gab vortreffliche Gesetze, stiftete einen obersten Gerichtshof, wo Jeder seine Klage, selbst gegen die Fürsten, anbringen konnte, führte die Post und sonstige gemeinnützige Einrichtungen ein; — genug, sein Name ist glänzend im Buch der Weltgeschichte aufgezeichnet. — Er ist der Großvater des Kaisers Carl V. gewesen, von dem auch in diesem Kalender erzählt worden.

Der Kaiser Maximilian war ein edler, fühner, ritterlicher Held; sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Thaten und Wagsstücken. Von frühester Jugend an bot er Allem, was ihm auf seiner Bahn entgegen trat, kühn die Stirne. Glückselig und freigiebig ging er aus unendlichen Gefahren hervor, die in seinem Leben so zahlreich, wie selten bei einem andern Menschen vorgekommen; Gottes Hand hat ihn sichtbar beschützt. Maximilian war von diesem dankbaren

Glauben tief erfüllt. Dessen zum Zeugniß hat er selbst seine Lebensabenteuer in einem Buch bekannt gemacht, das den Namen führt: „*Thuerdank des edlen, streitbaren Helden und Ritters mannliche Thaten, Geschichten und Gefährlichkeiten. Zur Ehren des Hauses Osterreich, und zum Vorbilde deutscher Nation, mit schönen Figuren zugerichtet.*“ Unter dem Namen „*Thuerdank*“ bezeichnet der Kaiser sich selbst, weil er von Jugend an seine Gedanken nach „*theuerlichen*“ (ehrenhaften) Sachen gerichtet habe. Auf 80 Bildern sind in diesem Buche mühselige Ereignisse, die er glücklich überstanden, dargestellt. Um die bösen Lüste seiner vielen Feinde anschaulich zu machen, nimmt er an, sie hätten ihm drei falsche Begleiter beigegeben, den Hauptmann Fürwittig, den Hauptmann Unfall und den Hauptmann Neidelhard. Diese bringen ihn in die verschiedenen Todesgefahren. Unter diesen Verdichteten Personen verstand der Kaiser jedoch nur die drei Hauptabschnitte seines Lebens, nämlich die tollkühne Jugendzeit, wo der Fürwittig Meister ist, das bedächtigeres Mannsalter, wo der Unfall nicht zu vermeiden bleibt, und die reiferen Jahre, die durch den Neidelhard bösen Menschen getrübt werden. Von den wunderbaren Fügungen, welche dieser Kaiser erlebte, sei nun eine der ergreifendsten hier näherzählt.

Der Kaiser hatte die Grafschaft Tyrol von seinem Vetter ererbt, und kam sie in Besitz zu nehmen. Seine Natur paßte zu dem Lande, darum war es ihm vor allen lieb; denn so wie er der tapferste Soldat, der beste Reiter, der mutigste Seemann, der tüchtigste Bergmann war, so war er auch ein nie fehlender Scharfschütz, und die Gefahren der Gemsenjagd sagten seinem mutigen Sinne am meisten zu.

Drei Stunden von Innsbruck, an der großen Straße nach Schwaben, liegt der Ort Zirl, und nahe bei ihm ein Felsengebirg, das kaum noch Raum für die Landstraße läßt. Ein Haupttheil davon fällt fast senkrecht gegen den Weg ab, und hat vornen eine Höhe von fast 1800 Fuß; diese sehr glatte Gestalt des Felsen heißt die Martinswand.

Nach diesen Felsbergen, einem Lieblingsaufenthalt der Gemsen, zog Kaiser Max; es war am frühen Morgen, um noch vor dem

Abschleichen der Gemsen auf dem Anstand zu sein. In seiner Kühnheit eilte er allen Begleitern schnell voraus. Von Klippe zu Klippe sich empor arbeitend, mehrfach in Gefahr mit dem zerbröckelnden Gestein rettungslos in die Tiefe zu sinken, gelangte endlich Mar nahe an einen Weideplatz des Gemsenvölkchens und erblickte bald eine Leitgeiß, welche den weitem Trupp anführte, und Wache hielt. Noch war sie außer Schußweite, und ein geübter Jäger vermeidet jeden unsichern Schuß. Maximilian mußte sich also mehr zu nähern suchen, und nun begann ein höchst furchtbares, gefährvolles Klettern. Geklüft und Abgründe schreckten ihn nicht; er war ein ächter Tyroler; er kannte weder Furcht noch Schwindel. Damit der Wind der feinriechenden Gemse nicht die Bitterung des nahenden Jägers zuführe, brauchte Mar die List, frische Alpenkräuter zwischen den Fingern zu zerreiben. Es glückte; das Thierchen kam wirklich näher, um den Ort aufzusuchen, woher der würzige Kräutergeruch komme. Der Kaiser durfte nur noch eine schroffe Wand erklimmen, um dann einen sichern Schuß thun zu können, als ein Felsstück abbrach, auf das er seinen Fuß gesetzt hatte, und er unaufhaltsam hinabglitt, bis er wunderbarer Weise auf eine Felsenplatte zu stehen kam, neben der sich eine Höhle aufthat. Hinter ihm erhob sich die kahle unersteigliche Wand, weder links noch rechts ging ein Pfad, weder hinauf, noch hinab, oder seitwärts, vor ihm die schwindliche Tiefe. Der Kaiser war von oben an der steilen Martinswand herabgerutscht, als der Fußpfad, den er in der Höhe am Gypfel längs der Wand betreten hatte, einbrach. Hülfe und Rettung schien unmöglich!

Unten im Thal stand des Kaisers Gefolge und sah mit Entsetzen die furchtbare Todesgefahr des geliebten Herrn. Alle Bergknappen wurden aufgeboten und alle erfahrene Bergsteiger; man versprach fürstliche Belohnungen, aber alle Anstrengungen blieben vergeblich.

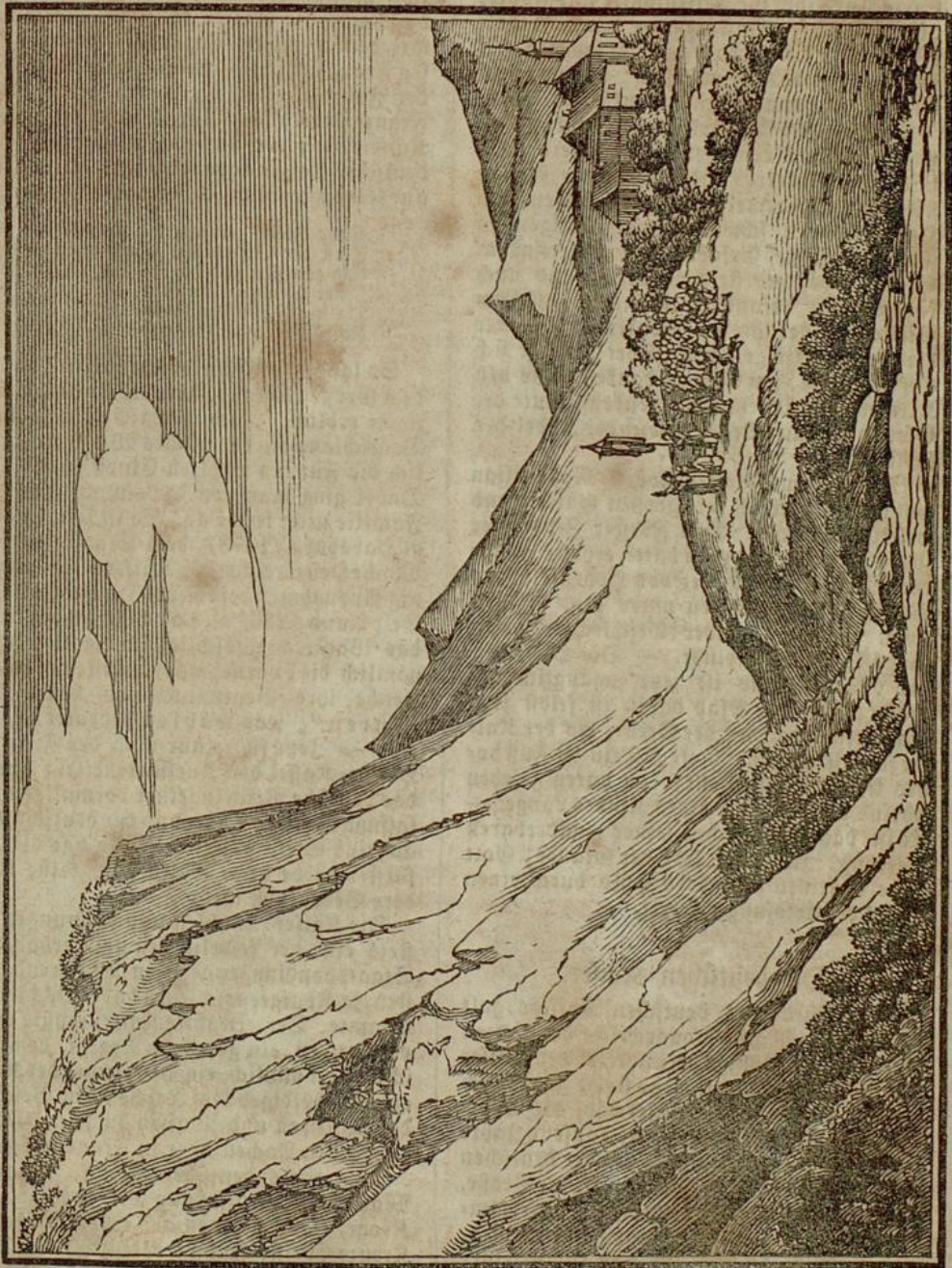
In dieser gräßlichen Angst verging Stunde um Stunde. Es war Abend geworden. Niemand ging heim; Niemand aus den Tausenden des Volks. Man zündete Holzstöße an, um wenigstens die Gestalt des Kaisers oben auf der Felsenplatte zu erblicken. — 52 Stun-

den mußte der Kaiser, ohne Nahrung, ja ohne Hoffnung, in solch entsetzlicher Lage zubringen! Es schreibt die Chronik: „Der junge Fürst, als er allbereit 2 Tage und 2 Nächte in solch erbärmlichen Zustand sich befunden, hat das zeitliche Leben in Wind geschlagen, und getrachtet, wie er aus solchem in ein himmlisches Leben eingehen möchte, und deshalb zu verstehen gegeben, daß das hochheilige Sakrament des Leibes Christi herzugetragen, und ihm am möglichst nahen Ort vorgewiesen werde, damit sein Herz und Seel mit dem geistlichen Beirpfennig wenigstens durch die Augen könnte verwahrt werden.“ (Siehe die Abbildung.)

Es war ein ergreifender Anblick, die Fürsten, die Hofherrn, das Volk knieen zu sehen, alle dasselbe Gebet auf den Lippen. Und droben am Felsen der mächtige Kaiser, jetzt so hilflos! Mar konnte die frommen Gebete nicht hören, aber als der Priester in hoch erhabener Hand dem Kaiser die Hostie zeigte, als dazu alle Glocken läuteten, da sank er auch in die Knie, seine Seele Gott empfehlend. Und da nahte Hülfe!

Zwei kühne Gemsenjäger hatten in diesen zwei Tagen in Stille alles versucht, um einen Ausgung in die Nähe der schützenden Felsenhöhle zu finden. Es war ein Förster aus der Gegend, Namens Zips, und sein Waidgeselle. Durch Gefahren, wie sie nur die Liebe und Treue überwinden lehrt, setzten sie ihr mutiges Vorhaben fort. Eben wollten sie an einem schmalen Felsenspalt vorübergehen, als zufällig der Eine einen glänzenden Lichtstreif am Ende desselben wahrnahm. Bei näherer Untersuchung fanden sie, daß der Spalt bis zur entgegengesetzten Seite der Martinswand reiche, weil von dort das Sonnenlicht einfiel. Wer schildert ihr Entzücken, als sie beim vorsichtigen Umschauen aus der vordern Oeffnung des Spaltes den Kaiser, wenige Schritte unter sich, an der Höhle knieen sahen! Hallelu! rief der Jägersmann hastig aus, um zu sehen, ob Maximilian noch am Leben sei; mit schwacher Stimme antwortete dieser: „ich laure!“ — das heißt: ich warte auf Hülfe!

Für die Gefühle des dem Hungertod schon halb verfallenen Kaisers giebt es keine Worte! Der Genuß von Speise und Trank, die Nähe der beherzten Männer, gaben ihm Kraft und Lebensfreudigkeit zurück. An einem starken



Sinf. Bote 1849.

©

Strick ward ihm zur Felsenspalte mit großer, aber sorgfamer Anstrengung hinauf geholt; als er sich wirklich gerettet sah, da erst verging ihm das Bewußtsein, und mit dem Ausruf: „o, heim! o, heim!“ sank er zu Boden.

Es gewährte das Volk unten im Thal die unerwarteten Rettungsversuche. Kein Auge blieb thränenleer, und abermalige Gebete stiegen zum Himmel. Denn noch waren beim Herabklimmen schwere Anstrengungen zu machen, große Gefahren zu überwinden. Glücklich bestand sie der Kaiser, und nach kurzer Frist befand er sich auf derselben Stelle, von der ihm am Morgen der Priester die Hostie gezeigt hatte. Dort warf er sich auf die Knie, um Gott zu danken; aus den Kirchen ertönte jetzt ein Freudengeläute der Glocken und in allen Thälern der Jubel des Volkes!

Seinen kühnen Rettern lohnte Maximilian wahrhaft kaiserlich mit großen Gütern und weltlichen Ehren. Den Förster Zips, der zuerst „Hallo!“ gerufen hatte, erhob er unter dem Namen „Hollauer von Hohenfels“ in Adelsstand, den andern unter dem Namen „von Dheim“; beider Geschlechter haben lange in Ehren geblüht. — Die Höhle an der Martinswand ist jetzt zugänglich gemacht; aber der Pfad dahin ist selbst jetzt nicht gefahrlos. An der Stelle, wo der Kaiser so hülflos schmachtete, ist ein 18 Fuß hohes Crucifix aufgestellt; von unten gesehen scheint es kaum von eines Kindes Länge. — Es ist das Denkzeichen seiner wunderbaren Rettung! Im Volke lebt der Glaube, Gott habe in seiner besondern Huld durch einen Engel die Erlösung bewirkt. —

Die deutschen Kaiser.

Die Würde des deutschen Kaisers galt einst für die höchste monarchische der ganzen Christenheit. Könige betrachteten den Kaiser als ihr Oberhaupt, und das stolze Frankreich nannte 1519 bei der Kaiserwahl die Deutschen das erste Volk der Welt. Tausend Jahre lang blieb die Kaiserwürde bei der deutschen Nation. Der deutsche König Karl der Große, — groß nicht nur in kriegerischer Wirksamkeit, sondern auch in Bildung des Geistes, und in Bestrebungen für das Glück seiner Völker, — empfing am Weihnachtstage Anno 800 in Rom vom Pabst Leo die Weihe

zum Kaiser des Abendlandes; er beginnt die Reihe der Kaiser deutscher Nation, die mit dem in unsern Tagen verstorbenen Kaiser Franz sich schloß, welcher aber schon 1806, der Feindseligkeiten des neu entstandenen Franzosen-Kaisers Napoleon wegen, (dessen Kaiserreich jedoch nur 10 Jahre dauerte!) als deutscher Kaiser abdankte, und diese Würde auf seine österrichische Staaten übertrug.

Ohne Klang zerbrach die Krone,
Einst der Schirm der Christenheit;
Und zerrissen sind die Bänder,
Jener wundervollen Zeit,
Da in Mitten der Geschichte,
Kaiser saßen zu Gerichte!

So lange die Nachkommenschaft von Karl dem Großen bestand, war bei ihr das Kaiserthum erblich. Nach ihrem Erlöschen wurde Deutschland ein förmliches Wahlreich, nämlich die Fürsten wählten Einen zum Kaiser. Dabei ging man von der einmal erwählten Familie nicht leicht ab. So ist seit Rudolph v. Habsburg (1273), dem Stammvater der Macht Oesterreichs, die Kaiserwürde mit wenig Ausnahmen bei diesem Hause geblieben. Seit Anno 1256, also an 600 Jahre, übten das Wahlrecht ausschließlich die Kurfürsten, nämlich die 7 vornehmsten Fürsten im Reich, welche ihre Benennung von dem Worte „küren“, was wählen bedeutet, herleiten. — Jetzt führt nur noch der Fürst von Hessen-Kassel den Kurfürstentitel; aber da das deutsche Reich in seiner vormaligen Verfassung aufgehört hat, und der deutsche Bund an seine Stelle getreten ist, so hat die Kurfürstenwürde dem Wesen nach keine besondere Bedeutung mehr.

Die Kaiser-Wahlen und Krönungen sind stets eine der feierlichsten und erhabensten Staatshandlungen gewesen. Regierende Fürsten, ja Könige, erschienen dabei als dienende Beamte. Der erwählte Kaiser mußte eidlich versprechen, ein gerechter Regent, dem deutschen Volk nützlich, ein Beschirmer der Kirche, ein Vertheidiger des Reichs, ein Beschützer der Wittwen und Waisen zu sein. Ehedem erfolgte in Aachen oder in Frankfurt nur die Krönung als deutscher König, darauf in Mailand die Aufsetzung der lombardischen Krone, eines eisernen aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedeten, mit Gold umgebenen Reifes, endlich in Rom vom Pabst die eigentliche Kaiserkrönung. Aber seit Kai-

ser Max (1493) sind die deutschen Kaiser nur in Deutschland gekrönt worden.

Im alterthümlichen Rathhause der Stadt Frankfurt, der Römer genannt, wölbt sich noch der Saal, der in den letzten Jahrhunderten zu den festlichen Krönungsmalen diente. Von dem Altare dieses Saals aus zeigte sich jeweils der neugewählte Kaiser dem freudig harrenden Volke. In diesem geschichtlich denkwürdigen Raum sind nun die Bildnisse sämtlicher deutscher Kaiser aufgestellt. Als nach dem Sturz der Franzosenherrschaft im Jahr 1813 bei uns Deutschen die lang unterdrückten Gefühle von Stolz und Vaterlandsliebe wieder rege wurden, da entstand auch der patriotische Gedanke, diesen Saal, der an hohen Erinnerungen so reich ist, würdig auszumücken. In schönem Wettstreit haben Fürsten, Städte, Kunstvereine, Familien und Einzelne, ja zum Theil die Künstler selbst sich zur Ausführung verbunden. Jetzt sind die lebensgroßen, farben-glänzenden Bildnisse der deutschen Kaiser, von Karl dem Großen, bis auf Franz II., 52 an der Zahl, vorhanden; sie vertreten also die ganze Geschichte des deutschen Reichs! Dieser Saal ist fortan eine geweihte Stätte, wo jedes vaterländischgesinnte Herz in den Erinnerungen an eine tausendjährige Geschichte sich im heiligen Gefühl der Vaterlandsliebe stärken mag! Hier kann Selbstgefühl und Nationalstolz belebt, und damit die Erkenntnis der gemeinsamen Interessen gefördert werden. Der Geist der Einigkeit macht stark, darum kein Stammhader mehr! Das Andenken an jene Zeiten, wo die deutsche Nation ein gemeinsames Oberhaupt in ihrem Kaiser hatte, werde mit Liebe gepflegt!

In einem schönen Trauerlied auf den letzten deutschen Kaiser heißt es:

Nimm, o Deutschland, drum zu Herzen,
Was am heiligen Sterbetag
Vor dem Scheiden zu den Seinen,
Er, dein letzter Kaiser sprach:
Fromm und einig seyd wie Brüder,
Segen schickt dann Gott hernieder.

Möge diese Ermahnung stets Eingang bei uns finden,

Daß wir sein ein Bruder-Orden,
Wenn es droht in West und Norden!

Dafür betet ihr deutsche Kaiser, wenn ihr mit
Karl dem Großen vor Gott kniet!


Schließlich sei noch Einiges aus der Ermahnungsrede mitgetheilt, welche der erste

Kaiser Karl, als er von seinem Krönungszug zurückgekehrt war, und in seiner Kaiserstadt Aachen im März 802 den ersten Reichstag berufen hatte, zu den versammelten Fürsten und dem Volke hielt. — Der Kaiser sprach unter andern also: „Ihr Herzoge, Fürsten und Richter! Wandelt vor den Augen Gottes recht und gerecht; gewähret den Völkern Gerechtigkeit, den Armen Barmherzigkeit; behaltet die Sprüche des Apostels und unseres Erlösers im Herzen: wir alle müssen vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen, und mit dem Maas wie ihr richtet, also werdet ihr auch gerichtet werden. Kurz ist dies Leben, und ungewiß die Stunde des Todes, darum haltet euch stets bereit. Glaubet fromm an den dreieinigen Gott; glaubet an Eine Kirche, das heißt an die Vereinigung der guten Menschen über den ganzen Erdkreis; liebet eure Nächsten, seid gerechte Richter, liebevoll unter einander, und versöhnet Euch gern zum gegenseitigen Frieden.“ (Wie wird es alle Herzen bewegen, wenn wieder ein Kaiser deutscher Nation so zu den versammelten Fürsten und Abgeordneten aller Brüderstämme spricht!)

Solche, und mehr andere Ermahnungen sprach der Kaiser zu den Versammelten. Er ist fürwahr ein ausserwähltes Rüstzeug Gottes gewesen; kaum kennt die Weltgeschichte eine bedeutsamere Erscheinung. Dieser große Kaiser Karl wurde Anno 742 auf dem Schlosse Karlsberg in Oberbayern geboren. Sein Vater war der Franken-König Pipin. Karl war groß in Allem, selbst in der Leibesgestalt; seine Länge betrug sieben seiner Füße. Er war ein weiser Regent, ein gütiger Vater, ein zärtlicher Gatte u. großmüthiger Freund; mit einem Wort, ein seltenes Beispiel von Einfachheit und Größe. Er starb 814 den 28. Januar (heut noch sein Namenstag) im 71ten Jahr seines Lebens und im 47ten der Regierung. In der Stadt Aachen, wo er gerne sich aufhielt, ward er begraben. Im dortigen Dom setzte man ihn in vollem kaiserlichem Staat, mit der Krone auf dem Haupt, sitzend auf dem Thron, in einem Gemölde bei, das die Inschrift bekam: „Hier ruht der Körper des großen, rechtgläubigen Kaisers Karl.“

Aus seiner Zeit haben sich gar viele Sagen erhalten. Eine sehr anmuthige ist folgende: Unter seinen ersten Beamten war ihm ein jun-

ger, kenntnißreicher, aus dem Odenwalde gebürtiger Mann, Namens Eginhard, besonders theuer und werth. Ebenso hatte Emma, die Tochter des Kaisers, den schönen Deutschen Lieb gewonnen. Einst war derselbe abendlich spät in ihr Zimmer gekommen, und verweilte sich dort, während ein tiefer Schnee gefallen war. Damit nun der Besuch durch männliche Fußstapfen im Schlosshofe, den er passieren mußte, nicht verrathen werde, so trug Emma den Geliebten auf ihren Schultern hinüber, was zufällig der Kaiser bemerkte, und das zärtliche Paar sodann lieber vereinigte, als bestrafte. Eginhard und Emma sollen die Stamm-Eltern der Grafen von Erbach, deren Geschlecht noch im Hessischen blühet, gewesen sein. Eginhard ist der älteste deutsche Geschichtschreiber; von ihm haben wir ein ausführliches, gut verfaßtes Leben seines kaiserlichen Schwiegervaters.

 Seit den Tagen Karl des Großen, oder seit der schweren Zeit, als durch die Wahl Rudolfs von Habsburg zum Kaiser (Juno 1272), einem fast 25jährigen Zustand drangsalsvoller Verwirrung in Deutschland ein Ende gemacht worden, — ein Zustand, von dem unser edelster deutscher Dichter sang:

— geendet, nach langem verderblichen Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
— und ein Richter war wieder auf Erden. —

Sind keine größere Tage für Deutschland aufgegangen, als in den Sommermonaten des Jahrs 1848!

In Folge der Bewegungen, welche durch ganz Europa zuckten, that sich in den deutschen Völkerschaften allerwärts das Verlangen kund, nach fester Einigung der Bruderkämme, oder nach kräftiger Einheit des gemeinsamen Vaterlandes, somit nach würdigeren Beziehungen der deutschen Nation nach Außen und nach Innen, nämlich auch zwischen den einzelnen Regierungen, den Fürsten und dem Volk. Um dies zu bewerkstelligen, wurden in allen deutschen Landschaften Abgeordnete erwählt. Diese, bei 600 an der Zahl, vereinigten sich im Monat Mai zu Frankfurt; sie bildeten die nationale Reichsversammlung mit der Macht, diese neuen Zustände zu beraten und festzustellen. Ein würdiger deutscher Mann, Heinrich von Gagern, Bruder des bei uns in Baden so beklagenswerth gefallenen Generals von Gagern, ist rühm-

lichst Präsident dieser mächtigen mit allgemeinem Wahlrecht vom ganzen Volke frei gewählten Versammlung. Nachdem man die Nothwendigkeit einer festen ausübenden Obermacht erkannt hatte, schritt man in der Sitzung vom 29. Juni zur Wahl eines Reichsverwesers. Dieser Reichsverweser soll bis zur endlichen Begründung der obersten Regierungsgewalt für ganz Deutschland alle gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation einstweilen zu besorgen haben, denn inskünftige darf gegen das Ausland nur von Einem Deutschland die Rede sein, und nicht mehr von den einzelnen Ländern, als Oesterreich, Preußen, Bayern u. s. w. In jener Sitzung nun vom 29. Juni fiel die Wahl mit 436 Stimmen auf den Erzherzog Johann von Oesterreich. Eine bessere Wahl hätte nicht getroffen werden können; Gott leitete die Herzen derer, welche sie aussprachen!

Erzherzog Johann, geboren 1782, ist ein Bruder des verstorbenen Kaisers Franz. Er war es, der vor einigen Jahren beim Domfeste in Köln den schönen Spruch ausbrachte: „Kein Oestreich, kein Preußen mehr, sondern Ein Deutschland, fest wie seine Berge.“ Zwar ist er schon vorgerückt an Jahren, aber Herz und Geist sind bei ihm jung; sein Gemüth ist rein und treu, stets liebevoll dem Bürger zugewendet. Er wird der Bewahrer unserer Rechte, der Hersteller fester Ordnung, der Gründer edler Freiheit werden.

Sieben würdige Männer aus der Reichsversammlung gingen sofort nach Wien, um dem Erzherzog die Ernennung zu vermelden.

Rührend sind deren Berichte über den Verlauf dieser Reise. Ueberall beurkundete das Volk Jubel und Freude. In Vertrauen und Hoffnung sehnt man sich nach Einheit, man lebt der festen Zuversicht, daß die Wahl dem Vaterlande Kraft und Stärke geben, daß sie Ruhe und Ordnung begründen und damit die Freiheit bestetigen werde.

Am 5. Juli vollzogen diese Bevollmächtigten in Wien ihren Auftrag. Die ganze Kaiserstadt war in der freudigsten Bewegung, und zeigte dieß in unendlichen Feierlichkeiten. Im kaiserlichen Schloß waren alle deutschen Gesandten, die kaiserlichen Minister, Offiziere, der Gemeinderath von Wien und viele Bürger versammelt. Da verkündeten die Abgeordneten, daß die Reichsversammlung ein Gesetz über die einstweilige Begründung einer

Obergewalt für Deutschland angenommen, und zur Ausübung derselben den Erzherzog Johann von Oestreich als Reichsverweser erwählt habe, und dieß wegen seiner hohen Tugenden und weil Deutschland von Ihm den treuen, biedern Wächter der Freiheitsrechte, der Ordnung und Würde vertrauensvoll erwarte. In der herzlichsten Weise sprach der Erzherzog die Annahme des zugeordneten Amtes aus: „Er bringe seine deutsche Treue und Redlichkeit mit, und wenn alle Vaterlandsfreunde ihn unterstützen, so werde es gewiß gutgehen.“ Diese Rührung ergriff alle Zuhörer. Die ältesten Generale hatten Thränen in den Augen. Aus voller Seele erschallten feurige Lebehochs auf den ersten deutschen Biedermann Johannes! Jeder erkannte seine Pflicht in deutscher Gesinnung. Deutschland ist jetzt ein Bundesstaat mit einem Bundeshaupt. Am 11. Juli war der Reichsverweser bereits in Frankfurt angekommen. Niemals, selbst nicht bei den frühern Kaiserkrönungen, sah die Stadt einen festlicheren Tag; keiner reichte in seiner Feier an diesen natürlichen Ausbruch der Volkstiefe. Die Rüsfer-Innung bewahrt einen silbernen Pokal, woraus einst die Kaiser den Ehrentrank thaten; so zuletzt Kaiser Leopold, der Vater des Erzherzogs, sodann der Kaiser Franz sein Bruder. Jetzt leerte ihn der Reichsverweser auf Deutschlands Wohl. Die Gestalt und die Gesichtszüge des Erzherzogs sind, trotz den weißen Haaren noch frisch und kräftig. Am 12. Juli begab er sich in die Mitte der Reichsversammlung. In feierlicher Rede wiederholte der Präsident die erwähnten Beschlüsse. In seiner zusagenden Antwort sprach der Erzherzog unter anderm: „Ich war erstaunt, daß mein großes Volk, das große Deutschland, in meinen alten Tagen an mich einfachen Mann gedacht hat. Wenn das Vaterland ruft, so ist es Pflicht, seine letzten Kräfte, seine letzten Jahre demselben zu weihen. Ich will mit Euch als Bruder das heilige Werk vollenden. Da habt Ihr mich!“ — (Es ist eine merkwürdige Fügung, daß gerade der 12. Juli der Tag war, wo vor 56 Jahren der Kaiser Franz in Frankfurt gekrönt wurde!) Einer der nach Wien gesandten Abgeordneten erwiederte hierauf: „Wir haben uns überzeugt, daß wir in ganz Deutschland

keine bessere Wahl hätten treffen können. In den Ländern, durch die wir gekommen, haben wir gesehen, daß die Fürsten und die Völker bereitwillig sind, uns zu unterstützen.“ — Der Reichsverweser sprach schließlich zur Versammlung: „Wenn man einmal einen Beruf hat, so muß man sich demselben ganz widmen. Mein Beruf ist jetzt die Ehre Deutschlands zu wahren!“

Gott segne diesen Beruf, damit des Volkes Wünsche und Hoffnungen zur Erfüllung gedeihen, und mit ihnen Glück und Größe, Freiheit und Würde des deutschen Vaterlandes. In einer Zeit allgemeinen Mißtrauens ist das Vertrauen erbebend, welches Deutschlands Schicksal in Johannes Hände legt. Er wird dem Volk zum Rechten verhelfen; er will ja nur eine Bürgerkrone. Großmüthig lehnte er jeden Geldzuschuß ab; wie bisher genügen ihm seine eigenen, wahrlich nicht überreichen Mittel. Wie ein schlichter Landmann lebte und verkehrte er bisher am liebsten unter Landleuten. Nur wenn es zu helfen gilt, dann ist er Fürst; er ist vollkommen ein Biederer, treuer Wächter des Rechts, der Ordnung, der Freiheit. Er ist ein ächter Johannes (Gnadensohn), denn auf ihn paßt der Bibelspruch: „sein Name soll Johannes heißen!“ (Lucä 1. Vers 13.)

Der Kalender kommt in der Mitte August zur Druckerei. Somit kann hier vom weitem Verlauf nur noch berichtet werden, daß der Reichsverweser sich wackere deutsche Männer zu Mitarbeitern (Minister) gewählt hat, und daß die Reichsversammlung die Beratungen über die künftige Gestaltung Deutschlands, so wie über die Rechte und Freiheiten der deutschen Bürger, zum Heil des großen Vaterlands, zum Segen der einzelnen Bewohner fortsetzt. Der Bundestag, die bisherige höchste Behörde Deutschlands, aber ausschließlich nur von den Fürsten, ohne Mitwirkung des Volks ernannt, hat zu bestehen nunmehr aufgehört. Der Reichsverweser erließ sofort eine Ansprache an das gesammte deutsche Volk. Darin heißt es: „Deutsche! Nach Jahren des Drucks wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Ihr verdient sie; sie wird Euch nimmer entzogen, denn Ihr werdet wissen sie zu bewahren. Eure Vertreter werden das Verfassungswerk vollenden. Erwartet es mit Vertrauen. Der Bau

„will mit Ernst, mit Besonnenheit geführt
 „werden. Dann wird er dauern, fest wie Eure
 „Berge. Eure Straßen, Eure Ströme werden
 „sich wieder beleben, Euer Fleiß wird Arbeit
 „finden, Euer Wohlstand wird sich heben.
 „Aber vergeßt nicht, daß die Freiheit nur
 „unter dem Schirm der Ordnung und Ge-
 „setzlichkeit wurzelt. Helft mir, dem verbre-
 „cherischen Treiben und der Zügellosigkeit
 „mit dem vollen Gewicht der Gesetze ent-
 „gegen zu treten. Der deutsche Bürger muß
 „geschützt seyn!“ — Solche Worte gehen ge-
 „wis zu Herzen. —

Gott blickt stets wohlgefällig auf treue
 redliche Bestrebungen, und verleiht den-
 selben huldreichen Erfolg! Auf schlimmen
 Wegen wird nichts gutes erreicht. Deshalb
 sei nur in tiefer Wehmuth der frevelhaft
 muthwilligen Freischaarenzüge gedacht, die
 verderblich störend in den friedlichen Ent-
 wicklungsgang des gemeinsamen Vaterlan-
 des eingreifen. Unter dem süßen Namen
 „Republik“ wird gutmüthigen Leuten ein
 Zustand verkündet, welcher den Himmel
 auf Erden bringe, während die Geschichte
 alter und neuer Zeit lehrt, daß dem nie so
 ist. Die Republik bleibt leider ein stets
 offenes Feld für alle Ehrgeizigen; dies
 ist ihr Fluch. Schlechte Leidenschaften ma-
 chen sich in ihr im Gewande vaterländischer
 Bestrebungen breit, verkümmern jeden Seg-
 en und führen zu wechselvoller Trübsal.
 Blickt doch nur auf Frankreich! Welche
 bittere Erfahrungen hat es durchzumachen!
 Die höheren Steuern sind noch nicht das
 Schlimmste! Die großen Umwandlungen,
 welche der Menschheit bevorstehen, werden
 nicht durch rohe Gewalt bewirkt. Nur der
 Geist des Christenthums kann es, indem
 er die Macht der Herzen zu einem rei-
 nen und ganzen Willen erweckt.

— — Gott gab uns keinen Geist,
 Ihn täuschend anzuwenden bei wildem Volksgelag.
 Da schrecklich wird Gott seine Gaben heischen,
 Wo keine Hezer mehr betrog'ne Menschen täuschen,
 An der Entscheidung großem Tag!

Ueber die Prozesse.

Mit einer Abbildung.

Im Herzen des deutschen Volkes wohnt
 vorzugweis ein lebhaftes Rechtsgefühl.

Daraus entspringt ein eigen sinniges Fest-
 halten dessen, was man für Recht hält.
 So kommt es, daß um ganz unbedeutende
 Streitgegenstände unter Nachbarn, unter
 Familiengliedern unversöhnliche Prozesse
 angefangen werden, die man bei dem gut-
 müthigen Wesen des deutschen Landmannes
 sonst nicht für möglich halten sollte. Jener
 Rechtsinn ruft solch unselige Prozesse her-
 vor, die lange sich fortschleppen und nicht
 verglichen werden; denn jede Partie sagt:
 „Ich will ja nichts, als eben mein Recht.“
 Und was für Prozesse wachsen erst aus den
 Gräbern reicher Leute; was gibt es hier
 oft für eine Saat von Meineid, Haß und
 Lüge, und dies zwischen Blutsverwandten,
 wo nichts als Liebe herrschen sollte! Da
 werden alle alten Kränkungen und Feind-
 schaften wieder aus der Vergessenheit her-
 vorgezogen. Ueberhaupt sind die Prozesse
 zwischen Blutsverwandten die bittersten und
 allerschlimmsten!

Lieber Leser! Kommst du in die traurige
 Nothwendigkeit, einen Prozeß unternehmen
 zu müssen, so beherzige wenigstens meinen
 Rath:

Vor Allem gehe zu einem anerkannt
 geschickten und rechtschaffenen Advokaten,
 schenke dein Zutrauen keinem Winkelschrei-
 ber, keinem Rabulisten und keinem Auf-
 sturfer zu Prozessen. Ein redlicher Advokat
 wird dich nach rechter Wahrheit berathen
 und vertheidigen; er wird dich aber auch auf-
 richtig belehren, ob deine Streitsache den
 gehörigen Grund und Boden hat, oder ob
 sie nur vom gereizten Gefühl ausgeht, und
 bei aller Kunst und großem Kostenaufwand
 keinen dir günstigen Ausgang gewärtigen
 darf.

Sodann, verschweige dem Advokaten nicht
 den kleinsten Umstand bei deiner Sache; er
 muß genau unterrichtet bleiben. Nach der
 jetzigen Prozeßordnung werden dir unmit-
 telbar alle Gerichtserkenntnisse zugestellt.
 Ist z. B. der Prozeß bei dem Amte aus,
 so erhältst du mit dem Urtheil eine Beleh-
 rung wegen der weiteren Appellation ans
 obere Gericht. Diesen Bescheid mußt du
 sofort deinem Advokaten zustellen, damit
 keine Frist versäumt wird, was dir zum
 entschiedenen Nachtheil gereicht. Ueberhaupt
 darfst du nicht gleichgültig derlei Schriften

oder auch Anfragen des Advokaten bei Seite legen. Ist dir etwas nicht recht verständlich, so erkundige dich um gehörige Aufklärung. Und da beim Amt für jeden Prozeß ein Vergleichsversuch eingeleitet werden muß, so zeige dich dabei nicht verstockt. Denke an den alten guten Spruch: „Lieber etwas Unrecht gelitten, als viel vor Gericht gestritten.“

Gegen die theuern Prozesse gäbe es ein gutes Mittel, wenn die Prozesse, etwa bis zu 250 fl., durch bürgerliche Vergleichsgerichte, nämlich durch Schiedsmänner, welche in der Gemeinde selbst gewählt und aufgestellt werden, zur Entscheidung kämen. Deren Ausspruch würde die Streitigkeiten schnell erledigen im gerechten Sinn des deutschen Bürgers, nach Wohlkenntniß der Verhältnisse und mit Ersparung aller Unkosten. Bei den häufigen Ehrenkränkungsprozessen wäre ein solches Verfahren besonders wohlthätig. In einer gereizten Stunde ergibt sich in der Uebereilung gar oft ein geringfügiger Ursprung zu denselben, welcher aber zum Prozeß gelangt, Nachbarn und Verwandte hinter einander bringt, und das Wohl ganzer Familien stört. Wenn aber in der Mitte der aus den achtbarsten Bürgern erwählten Vergleichsgerichte in Gegenwart beider Theile die Sache verhandelt würde, so könnten gewiß die Ursachen des Streites meistens beilegt werden, und eine Versöhnung wäre die segensreiche Frucht für beide Theile. —

Prozeßsucht ist mit ein Weg zur Armuth! Diejenigen, welche stets Rechtsbündel führen, gleichen den Spielern, die so lange zu gewinnen hoffen, bis sie Alles verloren haben.

Ein sanreicher Künstler in München hat ein Bild gefertigt, welches anschaulich zum Nachdenken auffordert. Es stellt Leute vor, die gerne prozessiren oder streiten mögen um des Kaisers Bart. Einer zieht die Kuh an den Hörnern, der Andere am Schwanz; die Advokaten aber bekommen einstweilen die Milch! Haltet dieses Gleichniß im Gedächtniß.

Zum Schluß der Erzählungen ist hierneben das Bild zu schauen. Merkt's!



Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Messen und Jahrmärkte.

Sollten hie und da Berichtigungen erforderlich sein, so wird der Verleger jede diesfallige Belehrung mit Dank benuzen.

Nach, 1. Donnerstag vor Palmsonntag, 2. Mont. nach Urban, 3. Donnerstag nach dem zweiten Sonntag im Juli, 4. Donnerstag nach Bartholomä, 5. Donnerstag nach Michaeli, 6. Mont. nach Andreas, 7. am 22. Dez.; fällt dieser auf einen Sonnt., so wird er Montag darauf gehalten, fällt aber der 22. Dezbr. auf einen Montag, so wird der Markt am Dienstag darauf gehalten.

Nalen, 1. Richtmeß, 2. Phil. Jacobi, 3. Jak., 4. sonnt. n. Mich., 5. Mart.

Nchern, Krämermärkte: Ostersdienst., Pfingstdienst. Viehm.: 1. Dienst. 14 Tage vor d. Ostersdienst. 2. am letzten Dienst. im Novbr.

Nelßheim, 14. August.

Nelßerhausen, auf Matthäus tag (21. Septbr.); fällt dieser auf einen Sonntag, so wird der Markt am darauf folgenden Montag gehalten.

Nelßweiler, Sonntag nach Egidius
Nelßbach, Pferde-, Vieh- u. Krämerm.: 1. an Mariä Verk., 2. am Pfingstn., 3. a. Kirchweihmont.

Nelßtag, die Amtsstadt, 1. dienst. vor Palmsonnt., 2. donnerst. nach Pfingst., 3. dienst. nach Mar. Geburt, 4. dienst. vor dem Advent.

Nelßheim, 1. Pfingstdienst, 2. auf Burfhard; fällt dieser Tag auf Sonn- oder Feiertag, so soll der Markt Tags darauf gehalten werden, ausgenommen Samstags, wo er dann den folgenden Montag statt finden soll.

Nelßkirch im Sundgau - auf Jacobi und Laurentii.

Nelßweiler, Krämerm.: 1. Fastnachts-Sonntag, 2. Sonnt. an oder nach Johann Täufer, 3. Sonntag an od. nach Bartholomäus, 4. den letzten Sonnt. im Monat Novbr. - Viehmärkte: 1. den vierten Dienst. im März, 2. d. zweiten Dienst. im Mai, 3. den zweiten Dienstag im Sept., 4. den zweiten Dienstag im Oktober
Nelßweter, 1. Montag nach Allerheilig., 2. mont. vor Palmsonnt.
Nelßperg, den 25. Juni.

Nelß a. d. Red., 1. Phil. Jak., 2. Elisabeth.

Nelßgen, auf Matthäi im Septbr., fällt Matth. auf samst. od. sonnt., so wird er folg. Montag gehalten.

Nelßnang, 1. Krämer- u. Viehm.: dienst. vor Mar. Verkünd., 2. dienst. n. alt Pankrat., 3. dienst. nach alt Eardi.

Nelß in der Markgraffschaft, 1. den 2ten dienst. im Monat März; zugleich am dritten Jahrmarktstag Vieh- und Schweinsmarkt, 2. den 1ten dienst. nach Martin.

Nelßweiler, 1. am ersten Dienstag im Juli, 2. am ersten Donnerstag im Septbr.

Nelßlingen, 1. dienst. vor Fastn., 2. dienst. nach Ostern, 3. dienst. nach Pfingst., 4. dienst. nach Matth., 5. dienst. vor dem Christt.; fällt aber der Christt. auf den mittw., so wird solcher 8 Tag vorher gehalten.

Nelß hält Meß den 28. Oktober und jeden Freitag nach Quatember.

Nelßerbach im Badischen, 2. Krämer- u. Viehmärkte: 1. donnerst. nach Fronleichnam, 2. auf alt Bartholomäus oder 5. Septbr.

Nelßstein, 1. Vieh- u. Krämermarkt Ostersdienst., 2. Krämerm. a. Andreas.

Nelßheim, Krämerm.: 1. am Sonntag vor Mitfasten, 2. am Sonnt. vor Gallus.

Nelßingheim, 1. mont. nach Rogate, 2. † Erhöhung, 3. Catharina.

Nelß, auf Johann Täufer.

Nelßgubern, 1. den ersten Dienst. vor Palmsonnt., 2. den ersten dienst. vor Laurentius, 3. den zweiten dienst. nach Martini. - Frucht- jeden Dienstag und Freitag.

Nelß auf dem Schwarzwald, 1. donnst. vor Georgi, 2. dienst. nach Ulrich, Vieh- u. Krämermärkte, 3. mont. nach Sim. u. Jud. Vieh- Flachs- u. Krämermarkt; fällt früherer in der Charwoche, ist er zwei Tage früher, nemlich dienst. vor dem Gründonnerst.; fällt Ulrich auf dienst. u. Sim. und Judä auf Montag, so werden diese letztern Märkte 8 Tage nachher gehalten.

Nelßheim, 1. Petr. P., 2. Sim. Jud.

Nelßspach, 1. donnerst. vor Mariä Verkünd., 2. donnerst. nach Sim. J.

Nelßerach im Rinz. Thal, 1. mittw. n. Pfingst., 2. mittw. nach Martini.

Nelßesheim, dienst. n. dem 25. März, dienst. nach dem 15. August und dienst. nach dem 8. September.

Nelßigheim, Ros-, Vieh-, Krämer-, und Glacsm.: 1. auf den ersten Dienst. im März, 2. Joh. Täufer, 3. Nikolai; fallen die zwei letztern auf einen samst., Sonntag oder mont., so wird der Markt jederzeit d. nächst. dienst. gehalten.

Nelßigheim, Amt Mosbach, 1. Montag nach dem letzten Sonntag im April, 2. Montag vor Michaelis.

Nelßigheim in Pfalzbaier, Viehm.: alle Monat jeden 2ten u. 4ten Mittwoch. Krämerm.: 1. Sonntag u. Montag nach Medardus, 2. Sonntag, Montag u. Dienstag nach Gallus. Fruchtmarkt jeden Mittwoch.

Nelßfeld, 1. donnerst. vor Lichtm., 2. dienst. vor Ostern, 3. d. 21. Juni, 4. Jacobi, 5. den 29. August, 6. auf Lukas, 7. auf Elisabeth.

Nelßhofsheim a. Neckar, 1. den zweiten Montag nach Ostern, 2. auf den Montag nach dem dritten Sonntag im Oktober.

Nelßhofsheim am Rhein, 1. Dienst. vor Aschermittwoch, 2. Donnerstag an oder nach † Erhöhung.

Nelßhofsheim an der Tauber, 1. auf Fastnachtsmontag, 2. Markustag, 3. Pfingstdienst., 4. Kilian, 5. welcher drei Tage dauert, jedesm. den Montag nach dem 25. August, fällt der 25. August auf einen Montag, so nimmt auf diesen Tag der Markt seinen Anfang, 6. Martini, 7. Thomastag, fällt der 2te, der 4te, der 6te u. 7te auf einen Samstag oder Sonntag, so wird derselbe den Montag darauf gehalten. Viehmarkt ist jedesmal den Tag nach dem Krämermarkt.

Nelßchingen, 1. dienst. nach Ostern, 2. donnerstag nach Elisabeth.

Nelßberg, 1. d. 1. Mai, 2. auf den Tag Jacobi, 3. den Donnerst. vor der allgemeinen Kirchweih.

Nelßlingen, Ros-, Vieh- u. Krämermarkt, 1. donnerst. vor Fastnacht, 2. donnerstag nach Ostern, 3. donnerstag vor Simon u. Judä.

Nelßigheim, 1. auf Matthäi den 21. Septbr., 2. auf Thomas den 21. Dezember. Fällt einer dieser Tage auf einen Sonn- oder Feiertag, so wird der Markt am nächsten Tag darauf gehalten.